Materialien und Dispositionen

zu

deutschen Aufsätzen

für

die obersten Klassen höherer Lehranstalten,

sowie zum Selbstunterricht.

Bearbeitet

von

Professor Dr. Ferdinand Hoffmann
in Gera.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter Teil:

Themata zur griechischen und römischen Litteratur
und Geschichte.
Themata allgemeinen Inhalts.

Hannover und Leipzig.
Hahnsche Buchhandlung.
1898.

Materialien und Dispositionen

zu

deutschen Aufsätzen

für

die obersten Klassen höherer Lehranstalten,

sowie zum Selbstunterricht.

Bearbeitet

von

Professor Dr. Ferdinand Hoffmann

in Gera.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Zweiter Teil:

Themata zur griechischen und römischen Litteratur
und Geschichte.
Themata allgemeinen Inhalts.

Hannover und Leipzig.
Hahnsche Buchhandlung.
1898.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalts-Verzeichnis.

Zweite Abteilung.

Themata zur griechischen und römischen Litteratur und Geschichte.

*) Die mit einem * versehenen Aufgaben sind neu aufgenommen.

Dritte Abteilung.

Themata allgemeinen Inhalts.

Zweite Abteilung.

Themata zur griechischen und römischen Litteratur und Geschichte.

1.

Wodurch weiß der Epiker seine Erzählung anschaulich zu machen?

(Mit Beispielen besonders aus Homer.)

Einleitung.

Das Epos ist in allgemeiner Fassung die dichterische Erzählung vergangener Begebenheiten, bei welchen der Epiker diese Begebenheiten sich vor unseren Augen entwickeln läßt, während seine eigene Person ganz hinter dem Gegenstande seiner Erzählung zurücktritt. Der Epiker steht hinter seinem Werke, sagt Schiller in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“, wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude, und ebenso will die Sage von der Blindheit epischer Sänger, wie des Demodokos in Homers Odyssee und des Homer selbst, andeuten, daß das Ich des Dichters und die Gegenwart verschwindet. Der Epiker kann also weder, wie der Lyriker, uns durch eine Fülle von Gedanken bestechen, noch, wie der Dramatiker, auf unsere Sinne und unsere Anschauung direkt wirken, sondern er darf nur erzählen.

Damit nun diese Erzählung nicht eine trockene Aneinanderreihung von Thatsachen wird, sondern damit unsere Vorstellung den Mangel an sinnlicher Anschauung überwindet, stehen dem Epiker verschiedene Mittel zu Gebote, durch welche er seine Erzählung anschaulich machen kann. Es sind dies:

Einteilung:

1) die Art der Erzählung selbst, und zwar:
   a. die Abrundung des Stoffes, indem α) eine Persönlichkeit Hauptheld der Erzählung wird, β) durch geeigneten Anfangs- (in medias res) und Schlußpunkt;
   b. die Ausdehnung des Stoffes durch α) Episoden, β) Gleichnisse, γ) Darstellung der einzelnen Handlungen in ihrem ganzen Verlaufe;
2) Beiwerke oder äußere Mittel, nämlich
   a. stehende Beiwörter, welche sich α) auf sinnliche, β) auf geistige, γ) auf soziale Eigenschaften beziehen;
   b. Schilderung der Wirkung statt der Eigenschaft,
   c. Erzählung der Geschichte statt der Beschreibung, indem α) das Seiende als Werdendes, β) die Schicksale eines Gegenstandes dargestellt werden.

Ausführung.

Wenn der Epiker seine Erzählung wirklich anschaulich machen will, so darf er sich nicht ins Unendliche oder gar Unfaßbare verlieren, wie es Klopstock im Messias gethan hat, sondern er muß seine Erzählung möglichst abrunden. Dies geschieht aber am besten, wenn er eine Persönlichkeit zum Haupthelden der Erzählung macht, um welche sich andere Personen in mannigfacher Abstufung gruppieren und deren Handlungsweise bestimmend auf die übrigen einwirkt. So ist Achilles der Hauptheld der Ilias, um ihn gruppieren sich die übrigen Helden und um seinen „Zorn" dreht sich die ganze Handlung des Epos. Ebenso gruppieren sich in der Odyssee alle Sagen und Ereignisse um die Heimkehr des Odysseus. Ebenso im Nibelungenlied, in der Gudrun u. a.

Ferner bedarf es der sicheren Ergreifung eines Ausgangs- und Schlußpunktes, um dem Ganzen eine Einheit zu verschaffen. Treffend hat dies Horaz ausgesprochen in seiner ars poetica

von 146—152 (nach Köster, des Quintus Horatius Flaccus sämtliche Dichtungen in neuem Gewande):

„Nicht vom Tode Meleagers leitet er die Wiederkehr
„Diomeds, den Krieg von Troja nicht von Zwillingseiern her;
„Immer eilt er zur Entwicklung, mitten in die Handlung reißt
„Stets, als ob er sie schon kenne, er hinein des Hörers Geist;
„Und wovon er glaubt, es werde nie besonders schön erzählt,
„Das verläßt er und erfindet alles weislich und vermählt
„So die Dichtung mit der Wahrheit, daß, so wie aus einem Guß,
„Anfang mit der Mitte stimme und die Mitte mit dem Schluß."

Homers Gedichte sind hierfür das beste Beispiel, ebenso das Nibelungenlied.

Mit dieser Abrundung des Stoffes steht keineswegs im Widerspruch die Forderung, daß die dem Epos zu Grunde liegenden Begebenheiten einen größeren Umfang haben müssen; denn wenn sich auch der Umfang eines Epos nicht absolut bestimmen läßt, so ist doch ebenso, wie etwa für den Begriff Palast oder Burg, eine gewisse Größe für dasselbe erforderlich. Dieser Umfang gestattet also die Berücksichtigung des ganzen sozialen Lebens eines Zeitalters, so daß sich das Epos zu der Bedeutung eines vollständigen Zeit- und Kulturgemäldes erhebt. Somit kann also der Epiker unter der Bedingung, daß die Übersichtlichkeit des Verlaufs dadurch nicht verloren geht, sein Gedicht nach verschiedenen Seiten hin ausdehnen, und zwar zuerst durch Episoden, sofern sie nur innerhalb des Kreises liegen, welchen die Hauptidee beherrscht. Beispiele: Die Reise des Telemach nach Pylos und Sparta in der Odyssee, im Nibelungenliede die Episode von den Sachsenkriegen und vom Markgrafen Rüdiger; ferner durch Gleichnisse, welche zu einem selbständigen, über den eigentlichen Vergleichungspunkt weit hinausgehenden Bilde ausgeführt sind, z. B. Il. 4, 141—145; Od. 5, 102—109. Unser deutsches Volksepos ist an Zahl wie in der Wahl und Behandlung der Gleichnisse bei weitem nicht so reich wie die homerischen Gedichte. Endlich kann der Epiker seine Erzählung ausdehnen, indem er die einzelnen Handlungen durch die genaueste Darstellung der einzelnen Momente, des Motivs, der

That selbst, der Ausführung und der Folgen, anschaulich macht. Beispiel: Der Bogenschuß des Pandaros auf Menelaos (Ilias 4, 85 ff.).

Wir können diese drei Punkte, welche gewöhnlich als zur epischen Breite gehörig bezeichnet werden, nicht besser charakterisieren als mit den Worten Vischers: „Ein Grundzug des Epos ist die Breite der Anlage, dieser aber zunächst verwandt die Ruhe des Erzählers, der ohne Drang nach dem Ende, dem weitgesteckten Ziele, das Gemüt an die Vergangenheit fesselt und alle Einzelheiten gleich behaglich durchmißt, mit möglichst vielen Ruhepunkten, den Blick vorwärts und rückwärts auf Göttliches zugleich und Menschliches gewandt. Mit gleichem Behagen darf er Großes und Kleines zeichnen, durch die volle plastische Gestalt gewinnt jede Seite der sinnlichen Welt ihre Bedeutung: Eile widerstrebt dem Epos und ist sein Verderben."

Außer diesen im innersten Wesen des Epos selbst liegenden Mitteln hat aber der Epiker auch noch andere, äußere Mittel, um seine Erzählung anschaulich zu machen. Zu diesen gehören in erster Linie die stehenden Beiwörter, welche sich entweder auf äußere, sinnliche, oder auf geistige, oder endlich auf soziale Eigenschaften beziehen (durch Beispiele zu erweitern).

Ferner können uns Personen oder Sachen dadurch näher gebracht werden, daß uns die Wirkung des Eindrucks ihrer Eigenschaften auf andere vor Augen geführt wird. Beispiele: Eindruck der Schönheit der Helena auf die Greise (Ilias 3, 154 ff.), der Schönheit und Anmut der Dorothea auf den Geistlichen und Apotheker (Sechster Gesang: „Das Zeitalter", 148 ff.).

Endlich bringt der Epiker dadurch eine größere Anschaulichkeit hervor, daß er die Beschreibung in eine Geschichte umwandelt, indem er entweder das Seiende als ein Werdendes darstellt, Beispiel: Personen, die sich rüsten, Sachen, die zusammengesetzt oder verfertigt werden: Kleidung der Helden, Schild des Achilles u. s. w.; oder aber den Wert einer Sache durch ihre Geschichte hervorhebt: Scepter Agamemnons, Bogen des Pandaros u. s. w.

Schluß.

Es fehlt mithin dem Epiker keineswegs an Mitteln, seine Erzählung anschaulich zu machen; denn er kann sich trotz mancherlei Beschränkung ziemlich frei bewegen und uns auch durch äußere Mittel seine Personen und Sachen näher bringen. Es erübrigt hier nur noch darauf hinzuweisen, daß trotz aller Objektivität doch selbst der Ton der Erzählung den Umständen nach verschieden sein kann. So ist bei Homer der pathetische Ton Grundcharakter der Ilias, der ethische herrscht in der Odyssee vor; der elegische Ton findet sich daneben mehrfach in der Ilias (z. B. bei Hektors Tode), ebenso im Nibelungenliede; ja selbst Laune und Spott sind nicht ganz ausgeschlossen (Thersites u. a.), so daß also der Epiker sich auf alle Weise vor Einförmigkeit der Erzählung hüten kann.

---

*2.

Die Gesandtschaft des Agamemnon an Achilles.

(Ilias IX.)

Seitdem sich Achilles vom Kampfe zurückgezogen hatte, wurden die Griechen immer weiter zurückgedrängt, ja sie wurden schließlich in die Verschanzung des Lagers getrieben und Hektor übernachtete mit den siegreichen Trojanern vor dem Lager. In dieser Not berief Agamemnon die Fürsten zu einer Beratung und machte hier alles Ernstes den Vorschlag, die Schiffe zu besteigen und nach Hause zurückzukehren. Diomedes und Nestor dagegen ermunterten die Griechen zum tapferen Aushalten und Nestor machte endlich den Vorschlag, eine Gesandtschaft an Achilles zu senden und ihn zur Wiederaufnahme des Kampfes zu bewegen. Agamemnon stimmte dem Vorschlage freudig zu und versprach große und reiche Geschenke zu geben.

Als Gesandte wurden auserwählt Odysseus, der klügste und beredteste von allen Griechen, Ajax, der stärkste und tapferste Held, und Phönix, der väterliche Freund des Achilles.

Diese machten sich auf den Weg und wurden von Achill freundlich aufgenommen und bewirtet.

Nach Beendigung der Mahlzeit ergriff zuerst Odysseus das Wort und suchte durch verschiedene Gründe (Aufzählung derselben) Achilles zu versöhnen und zur Wiederaufnahme des Kampfes zu bewegen. Allein Achilles ließ sich nicht umstimmen, sondern lehnte jede Versöhnung (Gründe?) ab, ja, er gab den Griechen zuletzt den Rat, nach Hause zurückzukehren, denn auch er habe den Entschluß gefaßt, dies zu thun.

Hierauf ergriff Phönix das Wort. Er wies zuerst auf ihr persönliches Verhältnis hin und ermahnte ihn dann mit eindringlichen Worten (Erzählung von Meleager), nicht auf seinem Sinn zu bestehen, sondern die Geschenke anzunehmen und den Griechen zu helfen, ehe es zu spät sei;

„Denn wenn sonder Geschenk in die mordende Schlacht du hineingehst,
„Nicht mehr gleich wird Ehre dir sein, wie mächtig du obsiegst."

Doch auch die Ermahnungen des Phönix fruchteten nichts, Achilles beharrte bei seinem starren Sinne.

Als Ajax sah, daß Achilles unversöhnlich blieb, forderte er Odysseus auf, mit ihm zu den Griechen zurückzukehren, und so gingen beide zu den versammelten Fürsten zurück und berichteten über den Erfolg der Gesandtschaft, während Phönix bei Achilles zurückblieb.

So hatte Achilles die versöhnende Hand zurückgestoßen und es kam nun genau so, wie es Phönix vorausgesagt hatte; denn als die Not immer höher stieg, erlaubte Achilles zuerst seinem Freunde Patroklus, den Griechen zu Hilfe zu eilen, und als dieser von Hektor getötet worden war, mußte er selbst zu den Waffen greifen, um den Tod des geliebten Freundes zu rächen.

3.

Der Schild des Achill.

(Disposition und Inhalt.)

Einleitung.

Wenn uns Homer eine Anschauung von einem Gegenstande oder einer Person geben will, so läßt er die Person entweder sich vor unseren Augen rüsten (Agamemnon) oder er schildert den Eindruck, welchen die Person auf andere macht (Helena), Gegenstände läßt er vor unseren Blicken entstehen (Bogen, Wagen, Schild u. a.), niemals beschreibt er. Aber auch ohne zu beschreiben oder zu malen, weiß uns der Dichter deutliche Vorstellungen von Personen und Gegenständen zu geben.

Ist es mithin im allgemeinen unrichtig, sich jede Scene und Begebenheit im Homer sofort gemalt zu denken oder gar ihre Schönheit danach zu bemessen, ob sie zu einem Gemälde tauglich ist, so ist doch die Beschreibung der einzelnen über den Schild des Achilles verteilten Bildwerke von solcher Anschaulichkeit und lebendigen Wahrheit, daß der Gedanke geradezu herausgefordert wird: Homer habe ähnliche Kunstwerke in Wirklichkeit vor Augen gehabt und das Gesehene nur dichterisch ausgemalt.

Die Frage, ob alle jene Scenen auf einem Schilde oder auf einer Seite desselben Platz gehabt haben würden, läßt sich leicht bejahend beantworten, wenn man einerseits sich die Figuren nicht zu groß denkt und andrerseits — nach der sinnreichen Vermutung Welckers*) — annimmt, „die übereinander gelegten runden und konzentrischen Platten des Schildes seien nicht alle gleich groß gewesen, so daß sie einander gedeckt hätten, sondern haben nach der Mitte zu abgenommen, so daß die unterste die größte, die oberste die kleinste an Umfang war. So war nur diese die Mitte des Schildes, gleichsam den Kern, bildende oberste Lage ganz von den auf ihr enthaltenen Bildern ausgefüllt, von den übrigen nur die vorstehenden, bei jeder

*) Vergl. Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik, I², S. 45—47.

Schicht schmäler werdenden Ränder oder Ringe, welche — mit Ausnahme der äußersten — um die Bildwerke zu scheiden, in verschiedene Felder eingeteilt waren." (Nach Faesi, Homers Iliade III [5], zu Buch 18, 483 ff.)

Demnach würde sich also der Bilderschmuck auf dem Schilde des Achilles leicht in folgende Teile zerlegen lassen:

Einteilung und Ausführung.

I. Die oberste Platte enthielt gleichsam ein Bild des Weltalls, in der unteren Hälfte des Kreises wohl die Erde in einem Umrisse mit dem Meere, darüber den Himmel mit den bekannten Sternbildern, zu beiden Seiten die Sonne und den vollen Mond.

II. Die Bilder des zweiten Streifens behandelten das Stadtleben, und zwar zeigte

A. die eine Hälfte eine Stadt im Frieden:

a. Hochzeitszug nebst einer Andeutung des Hochzeitsmahles,

b. einen Rechtsstreit vor versammeltem Volke nebst

c. folgendem Urteilsspruche;

B. die andere Hälfte eine Stadt im Kriege, nämlich:

a. eine von einem feindlichen Heere belagerte Stadt,

b. einen Hinterhalt, welchen die Belagerten den Belagerern gelegt haben, um ihnen Vieh zu rauben,

c. eine Schlacht der Belagerer mit den Belagerten.

III. Die Bilder des dritten Streifens zerfielen ebenfalls in drei Teile, welche sämtlich das Landleben behandelten, und zwar:

a. im Frühling: Pflügen;

b. im Sommer: Ernte;

c. im Herbst: Weinlese;

IV. Die vierte Bilderreihe veranschaulichte das Hirtenleben, und zwar:

A. eine Rinderherde

a. wie sie friedlich unter vier Hirten und neun Hunden auf die Weide zieht, und

b. wie sie von zwei Löwen überfallen wird;

B. eine Schafherde, und zwar:

a. die Herde selbst,

b. die Wohnungen der Hirten und die Ställe.

V. Das Ganze umgab am Rande der Okeanos-Fluß.

(Die einzelnen Teile dürfen natürlich von den Schülern nicht in dieser abgerissenen Weise dargestellt, sondern müssen ausführlich behandelt werden.)

Schluß.

Es bleibt uns hierbei noch ein Bild übrig, nämlich der Reigen. Da aber für diesen auf dem vierten Bilde, wohin er allein gerechnet werden könnte, kein Platz ist, er auch mit den Darstellungen aus dem Hirtenleben keineswegs zusammengehört, und da endlich bei Homer die Tanzenden stets nur einem Geschlechte angehören, wie dies ja auch aus der Schilderung der Weinlese ersichtlich ist, so bleibt nichts übrig, als die Schilderung des Tanzes als eine spätere Ausschmückung anzusehen. So ist uns auch dieser Teil der Homerischen Gedichte ein Beispiel und Beweis für die Entstehungsart derselben.

4.

Welche Bedeutung hat in Homers Odyssee die Reise des Telemach nach Pylos und Sparta?

Einleitung.

Nachdem uns Homer im ersten Buche seiner Odyssee kaum mit den Verhältnissen in Ithaka bekannt gemacht hat, lenkt er sogleich unsere Aufmerksamkeit wieder von diesem Hauptschauplatze des Gedichtes ab, indem er den Telemach eine Reise nach Pylos und Sparta machen läßt. Diese Reise hat jedoch keinen

Erfolg, und wir fragen uns wohl, ob es nicht besser wäre, sie bliebe ganz weg oder Telemach fände seinen Vater und kehrte mit ihm nach Ithaka zurück? Es würde ja auch dann nicht an schönen Scenen mangeln, vor allem aber könnten Vater und Sohn unterwegs den Plan zur Ermordung der Freier viel ungestörter entwerfen.

Widerspricht dem aber schon das naheliegende Bedenken, daß bei einer solchen gemeinschaftlichen Rückkehr des Odysseus und Telemach die Ankunft des ersteren leicht durch die Begleiter den Freiern verraten und der Racheplan dadurch unmöglich gemacht werden konnte, so giebt es auch Gründe, welche diese Reise, so wenig sie auch zu nützen scheint, geradezu unentbehrlich machen; es sind dies:

Einteilung:

1) Der Aufbau des Gedichtes, denn sie dient
   a. zur besseren Hervorhebung des Telemach,
   b. zur Zeitausfüllung.
2) Die Wirkung auf den Leser, indem
   a. die Spannung vermehrt und
   b. die Verknüpfung mit dem trojanischen Sagenkreise bewirkt wird.

Ausführung.

Zunächst also macht der Aufbau des Gedichtes die Reise des Telemach notwendig; denn sie dient vor allem zur besseren Hervorhebung des Telemach. Wir sehen im ersten Buche, wie dieser machtlos dem wüsten Treiben der Freier gegenübersteht, ja kaum mit Worten gegen sie aufzutreten wagt. Soll aber Telemach später seinem Vater bei der Rache an den Freiern hilfreich und thatkräftig zur Seite stehen, so muß er schon vorher nicht nur seinen Abscheu gegen jene frechen Eindringlinge zeigen, sondern auch beweisen, daß er wie ein Mann imstande ist, Mittel und Wege zu finden, um auf die eine oder andere Weise jenem unerträglichen Zustande in seinem Vaterhause ein Ende zu machen. Jene Reise ist aber entschieden

am besten geeignet, uns den Telemach als einen thatkräftigen und umsichtigen Mann zu zeigen.

Die Reise dient ferner aber auch zur Zeitausfüllung. Im ersten Buche wird der Götterbeschluß berichtet, nach welchem der vielgeplagte, von Poseidon so hart verfolgte Odysseus endlich nach zwanzigjähriger Abwesenheit in seine Heimat zurückkehren soll. Sicher würde es aber alle Illusion zerstören, wenn schon im folgenden Buche die Heimkehr des Helden selbst erzählt würde; wissen wir doch im voraus, wie ungern Kalypso den Odysseus ziehen lassen und daß ihm auch Poseidon noch Hindernisse bereiten wird. Es mußte also auch im Gedichte eine gewisse Zeit vergehen, ehe wir den Odysseus selbst erscheinen sehen. Sollte der Dichter diese Zeit durch eine ausgedehnte Schilderung des wüsten Treibens der Freier ausfüllen? Gewiß nicht, es würde ebenso ermüdend als abscheuerregend sein; durch die Reise des Telemach dagegen wird eine höchst passende und unterhaltende Zeitausfüllung gewonnen.

Erforderte demnach schon der Aufbau des Gedichtes diese Reise des Telemach, so muß an zweiter Stelle hervorgehoben werden, daß durch dieselbe auch der Eindruck auf die Zuhörer oder Leser verstärkt wird.

Zuerst wird durch dieselbe die Spannung vermehrt. Wir hören zu Anfang der Odyssee den Ratschluß der Götter, daß Odysseus heimkehren soll, wir wissen aber auch, daß sein ärgster Feind Poseidon nicht zugegen gewesen ist und also dem Beschlusse nicht beigestimmt hat. Sind wir schon hierdurch auf den Ausgang gespannt, so wird diese Spannung noch vergrößert, je mehr der Dichter unsere Aufmerksamkeit von dem Haupthelden abzieht. Dabei weiß uns der Dichter immer wieder auf das lebhafteste an den Odysseus zu erinnern und durch die Erzählungen des Nestor und Menelaos Furcht und Hoffnung in gleicher Weise in uns wachzurufen.

Endlich wird durch diese Reise die Odyssee in engen Zusammenhang mit dem trojanischen Sagenkreise und besonders mit der Ilias gebracht. Nestor und Menelaos erzählen nicht

nur ihre eigene Heimkehr, sondern erwähnen auch die Rückkehr und die Schicksale der bedeutendsten Helden, welche sich vor Troja ausgezeichnet haben, wie des Agamemnon, Ajax u. a. So bildet die Odyssee gleichsam die Fortsetzung und den Schluß der Ilias und ist mithin auf das glücklichste mit dem ganzen trojanischen Sagenkreise in Zusammenhang gebracht.

Schluß.

Führen wir uns alle Gründe noch einmal ins Gedächtnis zurück, so werden wir wohl erkennen, wie notwendig dem Dichter diese Reise des Telemach war, und wir werden auch hier zugestehen müssen, daß Homer ein Muster der epischen Dichtung ist und bleibt.

5.

Ist Antigone die Hauptperson in der gleichnamigen Tragödie des Sophokles?

Einleitung.

Rührend sind die Klagen der Antigone über ihr hartes Geschick:

„Freundlos, unbeweint, ohn' Hymenäen,
„Dahin reißen sie mich, schon bereit ist der Weg!
„Nimmer der himmlischen Leuchte geweihtes
„Auge zu schaun ist vergönnt mir Armen.
„Und es folgt meinem Geschick kein Freund
„Mit Thränenblick und Klage",

und unser innigstes Mitleid begleitet sie, welche in blühender Jugend dem schrecklichsten Tode geweiht wird, weil „ihr Heiliges heilig gegolten".

Aber mit ihrem Verschwinden ist die Tragödie nicht zu Ende, sondern wird noch in mehreren Scenen weitergeführt, und in diesen tritt entschieden Kreon in den Vordergrund des Interesses, an ihm vollzieht sich eine vollständige Wandlung, und wir können auch ihm angesichts der furchtbaren Schicksalsschläge, deren Wucht ihn völlig demütigt und beugt, unser Mitleid nicht versagen.

Es liegt daher die Frage nahe, ist Antigone wirklich die Hauptperson der Tragödie oder ist es nicht vielmehr Kreon? Wir werden auf diese Frage die sicherste Antwort erhalten, wenn wir in Betracht ziehen

Einteilung:

1) den Charakter
   a. des Kreon, welcher α) nur gemeine Leidenschaften, β) eine gemeine Schuld zeigt,
   b. der Antigone, welche α) nur edle Züge enthält, β) eine echt tragische Schuld auf sich ladet;
2) das Schicksal
   a. des Kreon, welches α) selbstverschuldet ist und darum β) uns mit Genugthuung erfüllt,
   b. der Antigone und zwar α) ihren inneren Kampf, β) ihren unschuldigen Tod.

Ausführung.

Kreon ist zunächst äußerst herrschsüchtig, und aus diesem Grundzuge seines Wesens läßt sich seine ganze Handlungsweise erklären. Er hält sich für unumschränkt, Rücksichten auf das Wohl und die Meinung anderer giebt es für ihn nicht; die Befriedigung seiner Wünsche und Begierden ist sein höchstes Ziel. Mit maßloser Heftigkeit besteht er daher auf seinem Willen und macht sich dadurch bei seinen Unterthanen gefürchtet, ja verhaßt. Wohl fühlt er den Mangel an Zuneigung vonseiten der Bürger; aber weit entfernt, ihn zu anderer Handlungsweise zu veranlassen, treibt ihn diese Bemerkung nur zu Eigensinn, starrem Trotz und übertriebenem Argwohn, welcher ihn in jedem anders denkenden einen Bestochenen erkennen läßt, sei es selbst der gottgesandte Seher. In dieser unseligen Verblendung ist er gegen alle Warnungen taub, nur die Rachsucht hat Gewalt über ihn. Darum scheut er sich nicht, den uralt heiligen Satzungen der Götter zuwider dem Hades sein Opfer vorzuenthalten, ja diejenige, welche jene

Satzungen höher hält als sein in blindem Haß gegebenes Verbot, mit dem Tode zu bedrohen.

Kreons Charakter ist also keineswegs frei von gemeinen Leidenschaften, wie wir es doch von dem Helden einer Tragödie verlangen müssen; denn nicht widerstreitende Pflichten verwickeln ihn in Schuld, sondern sein alle menschlichen und göttlichen Satzungen verachtender Hochmut, seine verblendete Herrschsucht und seine selbst mit dem Tode nicht beendete Rachgier.

Wie viel edler ist dagegen der Charakter der Antigone. Auch sie war von dem gottlosen Unternehmen ihres Bruders Polyneikes gegen seine Vaterstadt bedroht gewesen und hätte so gut wie Kreon ihm zürnen können. Doch „nicht mitzuhassen, mitzulieben“ ist sie da und betrachtet selbst ihren als Feind der Stadt gefallenen Bruder Polyneikes immer noch als Bruder. Und wie groß ist ferner ihre Gottesfurcht! Ihre fromme Scheu vor den Göttern läßt sie keinen Augenblick zaudern, ihre uralt heiligen Satzungen höher zu achten als das Gebot des neuen Tyrannen:

„Und so erhaben hielt ich deine Verkündung nicht,
„Daß höher als des Himmels ungeschriebene,
„Unwandelbare Rechte sei solch Menschenwort“,

obwohl sie weiß, daß sie sich durch Übertretung des menschlichen Gebotes schuldig macht. Sie will nicht treulos werden gegen ihren Bruder, und im unglücklichsten Falle sieht sie im Tode einen ehrenvollen Ausweg:

„Dann werd' ich liebend mit ihm ruhn, dem Liebenden.“

So opfert sie sich mit vollem Bewußtsein für den Bruder auf, und die Bürger von Theben zollen ihr, wenn auch aus Furcht vor Kreon nur im geheimen, aufrichtige Bewunderung wegen ihrer selbstlosen Hingabe und Aufopferung; denn

„Die einen teuren Bruder, der nach blutgem Fall
„Grablos dahinsank, nicht der Hunde roher Gier,
„Nicht räuberischem Geflügel zu zerstören gab,
„Ist eines goldnen Ehrenlohns nicht diese wert?“

So ist Antigones Charakter völlig frei von allen gemeinen Leidenschaften, besonders von aller Selbstsucht, und sie wird lediglich schuldig durch die beste und reinste Absicht, das Gebot der Götter höher zu achten als das eines Menschen. Solche Schuld aber bezeichnen wir als tragisch.

Ist mithin schon durch einen Vergleich der Charaktere bewiesen, daß nur Antigone die Hauptperson der Tragödie sein kann, so tritt es noch deutlicher hervor, wenn wir das Schicksal beider vergleichen.

Indem Kreon seinen Befehl nicht nur giebt, sondern trotz aller Warnungen durchführt, fügt er seiner ersten Schuld beständig neue Vergehen durch Schmähung und Beleidigung von Göttern und Menschen hinzu. Zu spät erkennt er, daß er in seiner Verblendung zu weit gegangen ist; denn als er nun im Begriff ist, sein Unrecht wieder gut zu machen, trifft ihn das selbstverschuldete Geschick Schlag auf Schlag. Antigone trifft er bereits tot an, sein Sohn Haimon giebt sich fast vor seinen Augen selbst den Tod, und zuletzt tötet sich seine Gemahlin, welche das Schreckliche nicht überleben mag.

Wohl können wir dem gebeugten Manne unser Mitleid nicht versagen, aber unwillkürlich mischt sich in dasselbe ein Gefühl der Befriedigung und Genugthuung, und wir stimmen mit Überzeugung ein in die Worte des Chors:

„Das erste, o Mensch, um glücklich zu sein,
„Ist besonnener Sinn — sonst lernst du wohl
„Noch weise zu werden im Alter!"

Antigone dagegen sieht sich durch ihre unendliche Bruderliebe und durch die Furcht vor den Göttern zwei Geboten gegenüber, welche einander widersprechen. Vergeht sie sich gegen das Gebot Kreons, so macht sie sich eines Vergehens schuldig, auf welchem die Todesstrafe steht, folgt sie dagegen dem Gebote der Götter nicht, so hat sie den Fluch und die Strafe der Götter zu gewärtigen. Ihr edler Charakter kann nur eins wählen, die Befolgung des göttlichen Gebotes; denn

„Heut' und gestern leben nicht, nein ewig sie (die Rechte)
„In Kraft, und niemand hat gesehn, von wann sie sind.
„Und diese sollten nicht dereinst um eine Furcht
„Vor Menschendünken im Gericht der Götter mich
„Verdammen."

So stirbt Antigone infolge ihrer Bruderliebe und Gottergebenheit, und ihr müssen wir unser ungeteiltes Mitleid schenken, ja sie ist ein strahlendes Vorbild aufopfernder Liebe und Hingebung, kurz die Hauptperson unserer Tragödie.

Schluß.

Warum aber schloß Sophokles seine Tragödie nicht mit dem Tode der Antigone, sondern führte sie noch weiter fort? Weil dann der tragischen Gerechtigkeit nicht Genüge geschähe. Oder soll etwa Kreon, der Götter und Menschen gleich wenig geachtet hat, ungestraft bleiben und nur noch in seinem Übermute bestärkt werden? Nein! Er muß zur Erkenntnis kommen, wie schwer er sich vergangen hat, und muß seine Schuld selbst eingestehen:

„Weh, weh über mich! Auf kein andres Haupt
„Wird schwer fallen dies: es ist meine Schuld!"

Nur so können wir von seiner aufrichtigen Reue hoffen, daß er geläutert und geprüft künftighin durch ein besseres Leben seine Vergehen wird gut zu machen suchen.

6.

Worin besteht Kreons Schuld in Sophokles' Antigone?

Einleitung.

Groß ist das Unglück, welches wir gegen Ende der Sophokleischen Antigone über Kreon hereinbrechen sehen. Kaum ist ihm die Nachricht von dem Tode der Antigone und seines Sohnes Haimon gebracht worden, als ein zweiter Unglücksbote den Selbstmord seiner Gemahlin Eurydike meldet. So bricht Kreon unter den Schicksalsschlägen förmlich zusammen und nimmt entschieden unser Interesse und Mitleid in Anspruch. Aber

dieses Gefühl des Mitleids ist doch kein reines; wir fühlen nebenbei auch eine Art von Befriedigung und Genugthuung. Ist dieses Gefühl berechtigt, d. h. hat Kreon eine Schuld auf sich geladen, für welche ihn nur die gerechte Strafe trifft?

Auf den ersten Blick möchte man diese Frage mit „Nein“ beantworten; denn das Verfahren Kreons hat scheinbar eine gewisse Berechtigung. Polyneikes hat sich dadurch, daß er sein Recht mit bewaffneter Hand geltend machen wollte und mit Heeresmacht gegen seine Vaterstadt heranzog, zum Feinde derselben gemacht; denn es wäre gewiß nicht ohne schreckliches Blutbad abgegangen, wenn er mit seinen Verbündeten die Stadt Theben erobert hätte: wir können das aus dem Einzugsliede der Greise wie aus Kreons Worten:

„Der dieses Heimland und die Stammgottheiten hier,
„Vom Banne kehrend, mit der Glut des Feuers wollt'
„Hinweg vertilgen, wollt' im nahverwandten Blut
„Die Rache sätt'gen, euch in Knechtschaftsbande ziehn“,

deutlich entnehmen. Demnach scheint Kreon wohl berechtigt, zwischen den beiden Brüdern einen Unterschied zu machen, indem er den Vaterlandsverteidiger Eteokles ehrenvoll zu bestatten, den Feind Polyneikes dagegen unbeerdigt liegen zu lassen befiehlt; dagegen scheint uns Antigone gänzlich im Unrechte zu sein, wenn sie Kreons Befehl übertritt und ihren Bruder beerdigt.

In Wahrheit aber verhält sich die Sache anders. Kreon ladet wirklich eine Schuld, ja eine schwere Schuld, auf sich, und zwar liegt diese:

Einteilung:

1) in dem Befehle selbst, weil er seine Stellung sowohl
   a. gegenüber den Menschen, denn er ist α) tyrannisch, β) ungerecht, als auch
   b. gegenüber den Göttern falsch auffaßt, und dies nicht nur α) im allgemeinen, sondern ebenso β) im besonderen, da Polyneikes sein nächster Verwandter ist;

2) in der Durchführung desselben,

a. trotz aller Warnungen von seiten der Menschen, nämlich α) des Chors, β) des Wächters, γ) der Ismene, δ) der Antigone und ε) des Haimon;

b. ja trotz der Warnung des gottgesandten Sehers Teiresias.

Ausführung.

Die Schuld Kreons liegt zunächst schon in dem Befehle selbst, den Leichnam des Polyneikes unbeerdigt liegen zu lassen; denn er verkennt offenbar dabei seine Stellung zu seinen Unterthanen. Anstatt auf die Meinung und das Wohl der Thebaner Rücksicht zu nehmen, für welche er doch in erster Linie sorgen müßte, läßt er sich lediglich von seiner Rachsucht gegen Polyneikes leiten, und als ihm sein Sohn Haimon andeutet, daß man in der Stadt anderer Meinung sei, braust er sofort auf:

„Mir oder andern soll ich Herr im Lande sein?"

Er glaubt alles Recht und Ansehn der Stadt in seiner Person verkörpert und hält seine Macht für so unumschränkt, daß ihm Haimon mit Recht entgegenhält:

„Die eines Mannes wird genannt, ist keine Stadt"

und hinzusetzt, er möge, wenn er so denke, doch in die Wüste gehen, denn dort könne er ganz unbeschränkt gebieten.

Zu dieser übertriebenen Herrschsucht gesellt sich eine maßlose Heftigkeit und Ungerechtigkeit, welche ihn in der ganzen Stadt gefürchtet und verhaßt gemacht hat. So muß unter den Wächtern bei Polyneikes' Leiche erst gelost werden, um einen von ihnen zu bestimmen, der Überbringer der Botschaft von der Übertretung seines Befehles zu sein. Und ihre Befürchtungen sind nur zu berechtigt; denn Kreons Jähzorn überschreitet bei der Kunde alles Maß. Ohne Überlegung legt er einen furchtbaren Schwur ab, alle Wächter mit dem Tode zu bestrafen, falls sie den Schuldigen nicht ermitteln, und mißtrauisch, wie alle Despoten, beschuldigt er den Boten und später selbst den edlen Seher der Bestechung. Kurz, sein ganzes Verhalten gegen

seine Umgebung kennzeichnet ihn als einen herrschsüchtigen, mißtrauischen und höchst ungerechten Tyrannen.

Kreon sündigt aber mit seinem Befehle auch gegen die Götter. Ganz allgemein galt es bei den Griechen als heiligste Menschenpflicht, die Toten zu bestatten, weil dem Unbeerdigten die Ruhe der Unterwelt versagt blieb: die Seele eines Verstorbenen, wer es auch sei, durch Unterlassen der Todesweihen zu unstätem Umherirren zu verdammen, galt infolgedessen als eins der größten Vergehen. Schon von diesem Gesichtspunkte aus ist also die Handlungsweise Kreons sündlich!

Wie viel größer erscheint uns aber sein Vergehen, wenn wir bedenken, daß Polyneikes der nächste Blutsverwandte Kreons, der Sohn seiner Schwester, der frühere König der Stadt war, der nur sein Recht hatte behaupten wollen. Fürwahr ein solcher Frevel gegen die Götter konnte nicht ungestraft bleiben!

Doch vielleicht hätte Kreon die Strafe von sich abwenden können, wenn er nicht in starrem Eigensinn, in thörichter Furcht, „als ein Lügner vor der Stadt dazustehen", auf der Durchführung desselben bestanden, sondern auf die wiederholten Warnungen seiner Umgebung gehört hätte.

So warnt ihn schon der Chor, indem er schüchtern die Vermutung ausspricht, daß vielleicht die Götter das Werk der Bestattung vollbracht haben könnten; aber Kreon fährt ihn rauh an:

„Ha, unerträglich ist es, wenn du sagen darfst,
„Es hegten Götter Sorge für den Toten dort."

In ähnlicher Weise sucht der Wächter die That als unter dem Schutze der Götter („die gottgesandte Not") geschehen hinzustellen und des Königs Herz zur Milde zu stimmen. Aber auch das ist erfolglos.

Auch Antigone vermag ihn nicht umzustimmen. Wohl hebt sie hervor, daß sie den Schritt thun mußte, wollte sie nicht treulos gegen ihren Bruder handeln, daß ihre That, weil sie „Heiliges heilig gehalten", kein Verbrechen sein könne: aber

alles ist umsonst, selbst ihre rührenden Klagen prallen an dem verhärteten Gemüte Kreons wirkungslos ab.

Ebenso wenig hat er ein Verständnis für die Aufopferung der Ismene, welche wenigstens die Strafe mitleiden will, sondern hohnvoll bricht er in die Worte aus:

„Diese Mädchen sind, die eine jetzt
„Wahnsinnig worden, jene wars von Anbeginn.“

Umsonst ist auch Ismenes Hinweis, daß Antigone die Braut seines Sohnes Haimon ist.

Am schärfsten tritt aber seine Verblendung in dem Gespräche mit seinem Sohne Haimon hervor. Anfangs glaubt er ihn auf seiner Seite, als er aber dann seinen Irrtum einsieht, gerät er in so maßlosen Zorn, daß er nicht nur dessen wohlgemeinte Warnungen verachtet, sondern sogar seiner Verzweiflung die Drohung entgegensetzt, seine Braut an seiner Seite töten lassen zu wollen.

Nachdem Kreon alle menschlichen Ermahnungen auf diese Weise unbeachtet hat vorübergehen lassen, legen sich gleichsam die Götter selbst ins Mittel, um ihn durch ihren ehrwürdigen Seher Teiresias von seinem frevelhaften Beginnen abzuhalten. Aber umsonst weist dieser auf die ungünstigen Vorzeichen des Vogelfluges hin, umsonst ermahnt er ihn zur Milde, da „zu fehlen allgemeines Los der Sterblichen“ sei, umsonst zur Besonnenheit, da den Toten zu verwunden keine besondere Leistung sei: nur kalten Spott und Hohn, ja zuletzt die thörichtesten Beschuldigungen setzt Kreon den sanften Mahnungen seines Freundes und Wohlthäters entgegen, bis dieser die Geduld verliert und mit den fürchterlichsten Drohungen gegen den Grabesschänder nach Hause zurückkehrt.

Schluß.

Von diesen Drohungen des niemals lügenden Sehers bis ins Mark getroffen muß nun Kreon dem Willen des Volkes doch folgen und möchte gern alles thun, um das drohende Unglück abzuwenden. Aber er ist zu weit in seiner an Wahnsinn

grenzenden Verblendung vorgeschritten, seine Umkehr kommt zu spät, er muß nun seine Schuld büßen, büßen mit der vollständigen Vereinsamung seines Lebens. Wir aber, so sehr wir auch von Mitleid über sein schreckliches Unglück ergriffen werden, müssen doch zugestehen, daß er es nicht unverdient erleidet, und müssen einstimmen in die Schlußworte des Chors:

„Das erste, o Mensch, um glücklich zu sein,
„Ist besonnener Sinn. Vor den Göttern vergiß
„Die Ehrfurcht nie! Der Vermessene büßt
„Das vermessene Wort mit schwerem Vergehn:
„Dann lernt er wohl noch weise zu sein im Alter!"

---

*7.

Sophokles' Antigone, das Lieblingsdrama der Athener.

Einleitung.

Im Kriege gegen Samos übertrugen die Athener dem Sophokles die Stelle eines Befehlshabers der Flotte. Dies geschah aber nicht etwa aus dem Grunde, weil Sophokles bereits Beweise seines Feldherrngeschickes gegeben hatte, sondern zum Dank für die siegreiche Aufführung seiner „Antigone". Wir können uns diese auffallende Thatsache nur dadurch erklären, daß die „Antigone", das Meisterdrama des Sophokles und die vollendetste dramatische Dichtung des Altertums überhaupt, zugleich das Lieblingsdrama der Athener war, und zwar

Einteilung:

1) wegen des dramatischen Aufbaues:
   a. einfache und doch bewegte Handlung,
   b. meisterhafte Zeichnung der Personen,
   c. schwunghafte und inhaltreiche Chorlieder;
2) wegen der Idee des Dramas; denn es lehrt, daß
   a. Verletzung des göttlichen Gesetzes,
   b. Maßlosigkeit und Eigensinn

   stets schwere Strafen nach sich ziehen.

Ausführung.

Die Athener waren ein leicht erregbares, bewegliches Volk und wollten, wenn sie ins Theater gingen, Handlungen sehen, durch die sie erschüttert und hingerissen wurden. Diese Wirkungen hervorzurufen war aber Sophokles' Antigone ganz besonders geeignet, denn hier ist alles Leben und Bewegung, und der Zuschauer wird von einer Verwickelung zur andern fortgerissen (durch eine Erzählung der Handlung nachzuweisen).

Ferner sind die Charaktere von Anfang an so gehalten, daß der Ausgang des Dramas notwendig dadurch herbeigeführt wird, und besonders hat Sophokles Sorge getragen, daß der Heldin unsere ganze Teilnahme und Bewunderung zufällt und erhalten bleibt. Das beweist der Charakter der Antigone, des Kreon und Hämon, der Ismene und des Sehers, selbst die aus dem Leben gegriffene, mit Meisterhand naturgetreu gezeichnete Person des Wächters mit ihrem humoristischen Anstrich nimmt unser Interesse in Anspruch. Dem Wächter geht sein Ich über alles, überall steht ihm sein Ergehen im Vordergrunde: die Angst vor dem strengen Herrn verrät sich in der teils verlegenen, teils breiten, plebejisch wortreichen Rede, in der er den Mund voll nimmt, Gemeinsprüche anbringt und dummdreist witzelt. Selbst der Wächter mußte für die Athener, die für mimische Darstellung niedriger Charaktere besonderen Sinn hatten, interessant und erheiternd sein.

Endlich sind gerade in der Antigone die Chorlieder von besonderem Schwung und hohem innerem Werte. Wie mußte, um nur eins herauszugreifen, das erste Standlied (Stasimon) auf die betriebsamen Athener wirken, worin der Dichter die bewundernswerte Erfindungskraft und Stärke des Menschengeistes feiert, die sich alles unterthan mache, und worin der Chor zuletzt den Wunsch ausspricht, mit einem Verächter der Gesetze keine Gemeinschaft zu haben!

Noch mehr aber als die belebte Handlung, die meisterhafte Zeichnung der Personen und die herrlichen Chorlieder war es

die Idee, die sich durch das ganze Stück zieht, welche die „Antigone“ zum Lieblingsdrama der Athener machte.

In der Natur Griechenlands lag es, daß sich bei seinen Bewohnern der Sinn für das Schöne und Maßvolle in vorzüglicher Weise entwickelt hatte. Mit einem milden, gemäßigten Klima ausgestattet, von Bergen durchzogen, die nicht riesig hoch, aber auch nicht zu niedrig sind, mit einem Himmel, der meist wolkenlos und heiter sich ausspannt, rings vom Meere umgeben, das von jedem höher gelegenen Punkte des Binnenlandes gesehen werden kann, von so glücklicher Fruchtbarkeit, daß es seinen Bewohnern die Bedürfnisse des Lebens ohne viel Mühe gewährt, konnte dieses herrliche Land nicht ohne den wohlthätigsten Einfluß auf Denken und Empfinden seiner Bewohner bleiben. Und so haben diese in der Kunst wie im Leben stets das Schöne, Gesetzmäßige und Maßvolle zur Geltung und Darstellung zu bringen gesucht; so suchten sie stets die goldene Mittelstraße einzuhalten, die sich von dem Niedrigen ebenso fern hält wie von den abschüssigen, steilen und gefährlichen Höhen. Ehrfurcht vor den Göttern und ihren heiligen Gesetzen einerseits und Menschenwürde andrerseits war die Richtschnur ihres Lebens.

In der „Antigone“ aber fanden die Athener beides bestätigt, daß derjenige, der sich gegen die uralt heiligen Satzungen der Götter und gegen die Gebote der Herrscher auflehnt, sich ebenso ins Verderben stürzt wie derjenige, der in Maßlosigkeit und Starrsinn verfällt.

Kreon verachtet die uralt heiligen Satzungen der Götter, welche verlangen, daß der Verwandte den Verwandten nicht unbeerdigt läßt. Antigone vergeht sich gegen das Gebot Kreons u. s. w.

Antigone begegnet dem Herrscher mit Trotz und Eigensinn und wird infolgedessen in ein unterirdisches Gemach eingeschlossen, um dort dem Tode zu verfallen. Kreon führt seinen aus Herrschsucht und Eigenliebe hervorgegangenen Befehl trotz aller Warnungen mit maßloser Heftigkeit und Strenge aus und stürzt sich und sein ganzes Haus dadurch ins Unglück.

Schluß.

Es ist mithin leicht erklärlich, warum die „Antigone“ das Lieblingsdrama der Athener war; denn wie mußten sie erschüttert und doch gleichzeitig befriedigt werden, wenn sie sahen, wie die Nichtachtung der Lehre, die den Grundgedanken ihrer Lebensanschauung bildete, zu Unheil und Verderben führte, und der Chor gab nur ihren eigenen Empfindungen Ausdruck, wenn er zum Schluß sagte:

„Besonnenheit deucht von den Gaben des Glücks
„Die erhabenste mir. Nie frevle der Mensch
„An der Götter Gesetz! Der Vermessene büßt
„Ein vermessenes Wort mit schwerem Gericht
„Und der Trotzige lernt
„Noch spät im Alter die Weisheit.“

---

*8.

Ist Sophokles' „König Ödipus“ eine Schicksalstragödie?

Einleitung.

„Die Griechen haben jene Antinomie (Widerspruch) von absolutem Schicksal und Schuld ungelöst stehen gelassen, und es wird dabei bleiben, daß dies der kranke, immer beunruhigende Punkt in ihrer Tragödie ist“, dies Urteil Vischers stützt sich hauptsächlich auf Sophokles' „König Ödipus“, denn hier soll der Held trotz aller seiner Vorzüge und seines redlichen Strebens zu Grunde gehen, weil — es ihm prophezeit worden. Man hat daher dieses Drama geradezu eine Schicksalstragödie genannt. Aber mit Unrecht, denn wenn das Schicksal hier wirklich so „absolut“ waltete, so hörte diese Tragödie auf, ein Drama zu sein, weil das Geschick des Helden dann nicht durch sein und seiner Umgebung Thun und den zwischen beiden sich entspinnenden Kampf begründet wäre, sondern durch etwas ganz Äußerliches herbeigeführt würde. Zwar würde dadurch unser Mitgefühl erregt werden, auch Furcht würden wir empfinden, aber nicht Furcht im Sinne des Aristoteles, sondern Schrecken und Angst. Und wie stände es um die poetische Gerechtigkeit?

Je mehr wir uns aber in das Drama vertiefen, um so klarer wird es uns, daß es keine Schicksalstragödie ist, weil

Einteilung:

1) das Schicksal im Drama selbst gar nicht in die Handlung eingreift,

2) weil der Held seinen Sturz durch seine Schuld herbeiführt.

Ausführung.

Auf den ersten Blick scheint es zwar, als träfe den Ödipus das Unglück nur deshalb, weil die Orakel es ihm vorausverkündigt haben. In Wahrheit aber ist die Vorherbestimmung des Orakels nur Beiwerk, das Sophokles aus der nationalen Sage in seine Dichtung herübergenommen hat, und die Tragödie könnte denselben Verlauf nehmen, wenn die Orakel nicht vorhanden wären und dem Laios sein Kind etwa geraubt worden wäre. Und weiter. Ödipus hat zwei schwere Verbrechen begangen: er hat seinen Vater getötet und seine Mutter geheiratet, aber nicht *weil* es das Orakel vorher verkündigt hat, sondern *trotzdem*. Es war in ihm der Verdacht erregt worden, daß der König Polybos und dessen Gattin nicht seine Eltern seien. Da er von diesen keine bestimmte Antwort erhält, macht er sich auf, das Orakel nach seiner Herkunft zu befragen. Dieses löst seinen Zweifel nicht, sondern verkündet ihm, er werde seinen Vater töten, seine Mutter heiraten. Da entscheidet er sich rasch dafür, das korinthische Königspaar, dessen Sohn er vielleicht sein könnte, zu meiden und in die Ferne zu ziehen. Noch ist er nicht weit gekommen, da erschlägt er in *wildem Zorne*, der die in dem soeben gehörten Orakelspruche liegende Warnung übertäubt, ohne ausreichende Ursache einen Mann, der doch sein Vater hätte sein können; er, der nicht weiß, wer und wo seine Eltern sind, heiratet dann die Königswitwe von Theben, die ja recht wohl seine Mutter sein konnte. Ist in beiden Fällen das Orakel schuld? Nein! vielmehr seine eigene Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit.

Diese vom Orakel vorausgesagten Verbrechen sind aber gar nicht Gegenstand der Tragödie, so sehr sie ihre Schatten in das Drama hineinwerfen, dies ist vielmehr der Sturz des Helden aus reichem Glück in tiefe Nacht. Und wodurch wird dieser herbeigeführt? etwa durch das Schicksal oder durch Orakelsprüche? Nein! durch eigene Schuld, die in eitler Selbstüberhebung und übertriebenem Selbstvertrauen besteht.

Ödipus hat lange Jahre in Glück und Frieden geherrscht, da bricht eine verderbliche Pest über die Stadt herein und das Delphische Orakel, das Ödipus durch seinen Schwager Kreon befragen läßt, fordert „des Landes Schänder, den Mörder des Laios, den es nährt in seinem Schoß, aufzusuchen, die Sühne sei Verbannung oder Mord für Mord." Obgleich sich nun Ödipus selbst eines Mordes schuldig weiß, so macht er sich doch in eitler Selbstüberhebung sofort an diese Aufgabe und tritt so als Anwalt der durch des Laios unbestraft gebliebene Ermordung verletzten und gefährdeten Königswürde auf, auch schon seiner eigenen Sicherheit wegen, wie er sagt:

„Denn wer es sein mag, der an ihm den Mord verübt,
„Leicht kann es ihm gelüsten auch nach meinem Blut."

Und in seiner maßlosen Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit geht er so gar so weit, einen furchtbaren Fluch über den Mörder auszusprechen.

Da erscheint der Seher Teiresias, und als er hört, warum ihn Ödipus zu sich beschieden hat, will er die Wahrheit, die er längst weiß, nicht sagen, denn er möchte den Ödipus schonen, der sich so große Verdienste (welche?) um die Stadt erworben hat, und ihn hindern, die gräßliche Entdeckung selbst zu machen. Aber Ödipus setzt den wohlgemeinten Warnungen und Mahnungen „Trotz und Starrsinn" entgegen, und als der Seher durch die Beschuldigungen des Ödipus gereizt diesen als Mörder des Laios bezeichnet und ihm auch andere Schandthaten vorwirft, da wittert Ödipus, „der Rätseldeuter Bester", mit seinem Scharfsinne, auf den er ja unbändig stolz ist, sofort Feindseligkeit und Verrat, obwohl er doch schon über zwanzig Jahre unange-

fochten in Theben geherrscht hat; er fährt mit heftigem, wildem Zorne, mit schlimmer Verdächtigung gegen den Seher wie gegen seinen Schwager Kreon los und hört nicht auf die Mahnungeu, die Sache ruhen zu lassen.

So jagt er im Vertrauen auf seine Einsicht und seinen Scharfsinn mit Leidenschaft der Fährte nach, leitet mit logischer, juristischer Genauigkeit die Untersuchung und findet zuletzt in immer gräßlicher sich enthüllender Klarheit sich selbst als den Mörder seines Vaters und den Gemahl seiner Mutter.

Die Schuld des Ödipus liegt also in seiner Selbstüberhebung, seinem übertriebenen Vertrauen auf seine Einsicht und in seinem unbeugsamen Trotz und Scharfsinn, seine Strafe aber ist die niederschmetternde Erkenntnis, daß sein Scharfsinn, seine Klugheit gerade zum Gegenteil dessen, was er damit zu beweisen gesucht, geführt hat, der Sturz von der Höhe des von ihm so leidenschaftlich verteidigten Königtums, die in der Heftigkeit des ersten Schauders über die gräßliche Entdeckung vollzogene Blendung und die Verbannung. (Nach J. Methner, Poesie und Prosa, ihre Arten und Formen. S. 227 ff.) Mithin wird Ödipus nicht wegen der vor dem Drama unwissentlich begangenen Sünden bestraft, sondern wegen dessen, was er im Drama selbst thut, und Ödipus sagt selber, er habe sich des Augenlichtes beraubt, weil er weder Vater noch Mutter noch Kinder anschauen könne,

„Auch nicht die Stadt, noch Türme, noch der Himmlischen
„Geweihte Bilder durft' ich sehen. Ihrer ja
„Beraubt' ich Unglücksel'ger, der dem besten Stamm
„Der Stadt entsproß, mich selber, weil ich selbst gebot
„Mich auszustoßen, mich, den Frevler, den der Gott
„Enthüllt als unrein, als den Sohn des Laios."

Schluß.

Wir können also mit Recht behaupten, daß „König Ödipus" keine Schicksalstragödie ist, und damit fällt auch der Vorwurf gegen das griechische Drama überhaupt in sich zusammen. Nur eins müssen wir noch bemerken. Der Abschluß des

„König Ödipus" ist freilich kein befriedigender, denn unser Gefühl von Furcht und Mitleid für den unglücklichen Mann dauert noch fort und findet seine Befriedigung erst im „Ödipus auf Kolonos". Durch langes Elend, in der bittersten Not, als blinder Bettler umherirrend hat Ödipus seine Frevel gebüßt und gesühnt, stets mehr getröstet von dem Gedanken, daß er jene Thaten nicht mit Wissen und Willen an Vater und Mutter verübt hat. Obwohl nun die alte Heftigkeit noch manchmal hervorbricht, so ist er doch geläutert und gesühnt, und es erfolgt nun als Zeichen der Erlösung sein schmerzloses, wunderbares Ende durch die Fügung göttlicher Gnade.

9.

Warum führte Euripides in seiner „Taurischen Iphigenie" einen deus ex machina ein?

Einleitung.

Wenn wir die Iphigenie des Euripides mit derjenigen von Goethe vergleichen, so fällt uns außer in der Erkennungsscene besonders auch im Schluß ein bedeutender Unterschied zwischen beiden Dramen ins Auge; denn während sich bei Goethe der Konflikt auf einfache und ungezwungene Weise auflöst, sehen wir Euripides zu dem gewaltsamen und darum von Aristoteles verworfenen Mittel des deus ex machina greifen, um die Lösung herbeizuführen.

Und doch hätte Euripides, der sich überall als ein gewandter Dramatiker zeigt, gewiß ebenso gut wie später Goethe auf das einfache Mittel der zweideutigen Fassung und verschiedenen Erklärung des Orakels kommen müssen, wenn er gewollt oder gekonnt hätte. Da er also dieses einfache Mittel verschmäht und lieber das gewaltsame gewählt hat, so muß er bestimmte Gründe gehabt haben. Durch eine aufmerksame Vergleichung des Euripideischen Dramas mit dem Goetheschen finden wir leicht, daß diese Gründe folgende sind:

Einteilung:

1) Der Charakter des Thoas und der Iphigenie;

2) Die Rücksicht auf den Mythus.

Ausführung.

Goethe hat seine Lösung des Konfliktes nur durch eine vollständig veränderte Charakteristik der beiden Hauptpersonen, Thoas und Iphigenie, möglich gemacht. Was aber dem deutschen Dichter gestattet war, das durfte sich der griechische auf keinen Fall erlauben.

Man denke sich den Thoas bei Euripides — wie bei Goethe — als Vater seines Volkes geschildert, als einen Herrscher, der nur das Beste seiner Unterthanen im Auge hat, der sich so zu beherrschen weiß, daß er seine eigenen Interessen der Wohlfahrt des Volkes nachsetzt, der die blutigen Menschenopfer auf die Bitte der Iphigenie abschafft, der schließlich selbst von Liebe zur Priesterin der Diana ergriffen wird und infolgedessen trotz des geplanten Betruges diese und ihre Gefährten mit einem versöhnten „Lebt wohl!" ziehen läßt, und man wird zugestehen, daß ein solcher Mann in den Augen der Griechen kein Barbar gewesen wäre. Einen solchen Thoas konnte Euripides unmöglich auf die Bühne bringen, wenn er sich nicht des Vorwurfes der Unwahrscheinlichkeit, ja der Unwahrheit schuldig machen wollte: ihm war und blieb Thoas der wilde Skythenfürst, der wie seine Unterthanen roh und blutdürstig ist, der über den geplanten Betrug furchtbar wütet und nach Blut lechzt.

Ebenso war den Griechen die hohe Anschauung vom Weibe, wie wir sie bei Goethe finden, völlig fremd. Goethes Iphigenie ist das edle, ergebene Weib, welches in treuer Pflichterfüllung aufgeht, welches trotz aller Sehnsucht nach der Heimat doch weit entfernt ist, sich die Rückkehr durch Betrug erkaufen zu wollen, welches selbst in dem Skythen den Menschen sieht und die genossenen Wohlthaten nicht mit Undank und Betrug vergelten will, sondern den geraden Weg wählt in dem festen Vertrauen, daß dieser am sichersten zum Ziele führt. Solcher

Edelmut und solche Aufopferung ging aber den Griechinnen vollständig ab, und so konnte sie demnach auch Euripides nicht darstellen. Bei ihm ist Iphigenie vielmehr unbeständig in ihren Gefühlen, eigennützig, rachsüchtig, hinterlistig und bereit, für ihre Rückkehr in die Heimat alle Gefühle zu unterdrücken, kurz eine echte Griechin.

War es also schon aus diesem Grunde dem Euripides unmöglich, eine befriedigende, ungezwungene Lösung herbeizuführen, so bestimmte ihn ferner unzweifelhaft auch die Rücksicht auf den Mythus. Die Griechen liebten es, ihre einheimischen Götter aus der Fremde herzuleiten, sie mit ähnlichen ausländischen zu vermischen, um durch weite Herkunft und ausgedehnte Herrschaft ihre Ehre zu erhöhen. So ist denn auch die ganze Iphigenie-Sage nichts als eine solche, die Verpflanzung eines fremden Götterdienstes nach Griechenland deutende Dichtung. Der ursprünglich mit Menschenopfern verbundene, später gemilderte Dienst einer Mondgöttin war bei den Griechen weit verbreitet, und zwar unter mancherlei, verschiedene Beziehungen andeutenden Namen. So hieß sie Chryse (die goldne) vom Glanze, Tauro, Taurike (Stiergöttin) von ihrem Symbole, dem Stiere, Iphigeneia (die kraftvolle) von den Wirkungen des Mondes. Wahrscheinlich war der Dienst der Stiergöttin früher auf der Insel Lemnos verbreitet. Als man später durch die von Milet aus unternommenen Fahrten in der jetzigen Krim den blutigen Dienst einer ähnlichen Göttin antraf, leitete man von dieser die Taurike ab, nannte die dortigen skytischen Bewohner geradezu Tauroi (Stiere) und das Land Taurike, ja das heilige Bild der Göttin mußte mit seiner Priesterin daher stammen. Als solche galt später bei der entschiedenen Vorliebe für den um Troja und den Oberanführer der Griechen sich lagernden Sagenkreis die für die Griechen geopferte Tochter Agamemnons, Iphigenie, und mit dieser Einreihung der Iphigenie in Agamemnons Geschlecht kam nun auch der Zug in die Sage, daß Orest, nachdem er die Ermordung seines Vaters Agamemnon an der schuldigen Mutter

gerächt, von den Erinyen verfolgt, auf Geheiß des Apollo zu den Tauriern gekommen sei und von dort — ebenfalls auf Geheiß des Gottes — das Bild der Göttin nebst seiner Schwester nach Attika gebracht habe. (Nach Düntzer, Goethes Iphigenie auf Tauris, Anfang.) So fand der Dichter die Sage vor, und nach ihr mußte er sich wohl oder übel richten, wenn er nicht die durch die Überlieferung bestimmte und demnach von den Zuschauern gehegte Erwartung täuschen wollte.

Schluß.

So sehr also auch der deutsche Dichter dem griechischen gegenüber in Vorteil ist, so dürfen wir letzteren doch keineswegs verkennen und verachten, denn er war eben durch verschiedene Rücksichten gebunden. Dabei fehlt es seinem Stücke keineswegs an Spannung und Rührung, sondern dieses fand bei seiner geschickten Dramatisierung, indem der Schwerpunkt in der durch Iphigeniens List geschickt geplanten, dem Nationalstolz der Griechen schmeichelnden Täuschung des Barbarenkönigs und in der Wiedererkennung der Geschwister liegt, bei den Zeitgenossen des Euripides den lebhaftesten Beifall.

10.

Worin unterscheiden sich Helena und Kriemhilde?

Einleitung.

Gervinus hat es zwar als „vaterländischen Dünkel" bezeichnet, das deutsche Nibelungenlied mit der Ilias Homers vergleichen zu wollen, und allerdings fehlt es nicht an manchen bedeutenden Unterschieden zwischen den beiden Gedichten: wölbt sich doch über der Ilias der heitere hellenische Himmel, während über dem Nibelungenliede der ernstere nordische Himmel ausgebreitet liegt. Aber dennoch hält das Nibelungenlied wohl einen Vergleich mit der Ilias aus; denn jedenfalls hat dieselbe als unser bedeutendstes Volksepos für uns denselben nationalen Wert, wie die Ilias für das griechische Volk, und beide Ge-

dichte begegnen sich auch in einzelnen hervorragenden Zügen. In beiden macht sich die gewaltige Kraft eines jugendlichen Volkes in ebenso gewaltigen Kämpfen Luft, in jedem von beiden sinkt ein geliebter und allgemein verehrter Held, Hektor und Siegfried, frühzeitig dahin, und der ergreifende Abschied Siegfrieds von seiner Gemahlin Kriemhilde rührt uns nicht minder tief wie Hektors Abschied von Andromache.

Aber selbst wo die beiden Gedichte von einander abweichen, fällt der Vergleich nicht immer zu ungunsten des deutschen Epos aus, z. B. hat man mit Recht darauf hingewiesen, der Groll des Achilles erscheine fast wie das übellaunige Schmollen eines eigensinnigen Jünglings gegenüber dem mannhaften Grimme des gewaltigen Hagen.

In derselben Weise können wir auch Helena und Kriemhilde, die beiden bedeutendsten Frauengestalten der Gedichte, einander gegenüberstellen; denn so sehr sie sich auch darin gleichen, daß sie in wundervoller Schönheit strahlen, sowie daß sie einen Krieg heraufbeschwören und damit den Untergang eines ganzen Volkes herbeiführen, so sind sie doch auf der andern Seite auch wieder direkte Gegensätze, und zwar

Einteilung:

1) in ihrem Charakter:
   a. Helena — leichtsinnig, treulos,
   b. Kriemhild — tief, treu;
2) in ihrem Schicksal, und zwar
   a. in den Gründen, warum sie einem zweiten Gatten folgen,
   b. in der Art, wie sie zum Kriege Veranlassung geben,
   c. in den Folgen.

Ausführung:

Der Charakter der Helena ist allerdings nicht scharf gezeichnet, aber aus den wenigen Stellen, wo ihrer bei Homer Erwähnung gethan wird, können wir doch so viel schließen, daß

es ihr nicht an Gemüt fehlt. Wie mütterlich und herzlich begegnet sie dem Telemach, wie schmerzlich beklagt sie ihren Schritt gegenüber den Greisen, Ilias III, 172:

„Hätte der Tod mir gefallen, der herbeste, ehe denn hierher
„Deinem Sohn ich gefolgt, das Gemach und die Freunde verlassend
„Und mein einziges Kind und die trauliche Schar der Gespielen!
„Doch nicht solches geschah; und drum in Thränen verschwind' ich!"

Wie bitter bereut sie ihre That Hektor gegenüber, und wie herzlich redet sie ihn an, Ilias VI, 354 ff.:

„Aber o komm doch herein und setze Dich hier auf den Sessel,
„Schwager, dieweil Dir am meisten die Arbeit liegt an der Seele
„Um mich schändliches Weib —."

Aber sie ist ebenso oberflächlich, leichtsinnig und treulos. Treulos hat sie ihren Gatten und ihre Tochter verlassen, leichtsinnig ist sie dem fremden Verführer gefolgt, ohne der Folgen zu gedenken, welche diese Handlung notwendig nach sich ziehen mußte. Und wenn sie auch ihren Leichtsinn beklagt und bitter bereut, so ist diese Reue doch keine tiefe und aufrichtige; denn sie stellt ihre That doch mehr hin als eine durch göttliche Verblendung geschehene, und kaum ist sie von der Versammlung der Greise zurückgekehrt, so empfängt sie den Paris, welcher aus dem Kampfe zurückkehrt, zwar nicht ohne Vorwürfe, schlägt aber bald alle ernsten Gedanken aus dem Sinne und ergiebt sich dem Genusse des Augenblicks.

Kriemhild dagegen zeigt durchweg ein tiefes, inniges Gemüt, welchem die Liebe und Treue zum Geliebten über alles geht. So ist sie anfangs die sinnige, gemütvolle Jungfrau, voll Liebreiz und Anmut, schön und lieblich wie das Morgenrot, das aus trüben Wolken scheint, wie der Vollmond, welcher die Sterne überstrahlt, und gewinnt durch diese Eigenschaften das Herz des ritterlichen Siegfried. Dann ist sie die treue, sorgliche Gattin, welche nur in ihrem Gemahl ihr Glück findet, mit Stolz von seinen Heldentugenden spricht und alles aufzubieten versucht, um das Unglück von ihm fernzuhalten. Nach der Ermordung desselben endlich ist sie die bis in das

Herz getroffene trostlose Witwe, welche sich von der Leiche des Geliebten nicht trennen will, welche sich mit tiefem Weh Jahr um Jahr verzehrt und schließlich die Gelegenheit ergreift, um sich an den treulosen Mördern ihres ersten Gemahls zu rächen. Liebe und Treue sind entschieden die Grundzüge ihres Charakters und zeichnen sie unzweifelhaft vor Helena aus.

Die beiden Frauen sind aber nicht nur in ihrem Charakter, sondern auch in ihrem Schicksal verschieden.

Helena verläßt ihren Gemahl, um einem Verführer zu folgen, der sie durch seine Schönheit und seinen Reichtum an sich zu fesseln weiß.

Kriemhild dagegen folgt ihrem zweiten Gemahl, um an den Mördern ihres ersten Gatten blutige Rache zu nehmen.

Verschieden ist ferner die Art, wie sie zum Kriege Veranlassung geben.

Die Veranlassung zum trojanischen Kriege ist lediglich Helenas Treulosigkeit, in welcher sie sich von dem schönen und reichen Paris zum Ehebruch verleiten läßt; denn sämtliche Griechen waren aufs tiefste beleidigt durch eine That wie diese, wo sich Verführung, List, Diebstahl, Treulosigkeit, schnöder Bruch des Gastrechts und der Ehe zu einem abscheulichen Verbrechen vereinigten, das ganz Griechenland beschimpfte. Wohl entschuldigt sie Homer einerseits mit der Schwäche des weiblichen Geschlechts überhaupt, andrerseits damit, daß Körperschönheit oft zum Verderben gereicht und daß die Macht der Götter die Menschen oft wider ihren Willen zu Fehlern und Verbrechen treibt, aber die schwere Schuld des Ehebruchs und der leichtsinnigen Herbeiführung eines verderblichen Krieges vermag er nicht von ihr abzuwenden.

Auch Kriemhilde giebt zu einem Kriege Veranlassung, aber wie ganz anders stellt sich hier die Sache. Man hat der Liebenden ihr Liebstes geraubt und begegnet ihrem tiefen Schmerze mit Hohn und Spott. Da bietet sich ihr in der Werbung Etzels Aussicht, an den Mördern ihres Gemahls Rache zu nehmen. Wie sollte sie nicht folgen? Nun wird die minnig-

liche, tugendhafte Jungfrau zur Rächerin, welche nicht ruht und rastet, bis sie den Becher der Rache bis auf den Grund geleert hat.

Was endlich die Folgen betrifft, so kehrt Helena nach Beendigung des trojanischen Krieges mit ihrem Gemahl in die Heimat zurück und lebt glücklich an seiner Seite weiter, Kriemhild dagegen findet in dem Kampfe selbst ihren Tod.

Schluß.

Dürfen wir wegen dieser Verschiedenheiten dem einen oder dem andern Dichter einen Vorwurf machen? Das wäre sehr unrecht und verkehrt! Wir lernen aus dieser Gegenüberstellung nur die Art, wie jeder von beiden aus dem Gedanken- und Gefühlsleben seines Volkes und seiner Zeit gedichtet hat. Homer gab entsprechend dem heitern ionischen Himmel, entsprechend der Leutseligkeit und Lebenslust seines Volkes, die Gedanken, wie die Vorurteile seiner Landsleute dichterisch wieder, während der deutsche Dichter den unter dem nordischen Himmel gezeitigten Ernst, die Gemütstiefe und Innerlichkeit des deutschen Charakters wiederspiegelt. So sind beide in ihrer besondern Art einzig und unübertroffen, und es ist wohl erlaubt, den deutschen Dichter dem griechischen ebenbürtig an die Seite zu stellen.

11.

Gliederung der Vorrede zum Geschichtswerke des Livius.

Da diese Vorrede ein vollständiges, in sich abgeschlossenes Ganzes bildet und sehr scharf geordnet ist, so bildet die Angabe ihrer einzelnen Teile eine sehr lehrreiche Aufgabe. — Die Einteilung derselben ist folgende:

1) Einleitung (§ 1—5).

Livius spricht zunächst seinen Zweifel aus, ob er sich mit seiner von den ältesten Zeiten beginnenden Geschichte des römischen Volkes ein Verdienst erwerben werde, da dieser Gegenstand

einerseits veraltet (b), andrerseits allgemein bekannt (a) sei. Und zwar sei er (a) bekannt, da Schriftsteller über Schriftsteller versucht haben, entweder durch Kritik (certius aliquid) oder durch Kunst der Darstellung (arte scribendi) etwas Neues zu leisten. Muß er also fürchten, keine Anerkennung zu finden, da er nicht weiß, ob es ihm gelingen wird, die große Zahl der früheren Schriftsteller durch Treue der Erzählung und Vorzüge der Darstellung zu übertreffen, so tröstet ihn doch der Gedanke, wenigstens nach Kräften zur Verherrlichung des Vaterlandes beigetragen zu haben.

b. Was aber das Alter des Stoffes (vetus) betrifft, so fürchtet er freilich einesteils, daß er der Sache nicht gewachsen ist, weil die römische Geschichte über siebenhundert Jahre hinaufreicht und mithin der Bearbeitung bedeutende Schwierigkeiten bietet, andernteils, daß die Leser nicht gern bei jenen alten Geschichten verweilen, sondern lieber Neues lesen, weil sie hier mehr Unterhaltung und Ergötzung finden. Aber auch das schreckt ihn nicht ab; denn Livius sucht gerade die traurige Gegenwart zu vergessen und hat zugleich bei einer Geschichte der alten Zeit noch den Vorteil, daß er wahrheitsgetreuer berichten kann und weder zu gunsten Lebender noch Angehöriger von Verstorbenen die Thatsachen zu entstellen oder zu verändern braucht.

2) Hauptteil (§ 6—12).

Nutzen der Geschichte überhaupt und der römischen besonders.

Auf die mythische Zeit vor Gründung der Stadt legt Livius allerdings keinen besondern Wert, weil diese sagenhaft und poetisch ausgeschmückt ist; und wenn man das überhaupt der alten Zeit zu gut zu halten pflegt, daß sie in menschliche Dinge das Walten der Götter einflicht, so muß man es besonders beim römischen Volke thun, dessen Ruhm nicht allein von ihm selbst, sondern auch von anderen Völkern anerkannt wird. Vielmehr will Livius sein Hauptaugenmerk darauf richten,

1) wie der römische Staat groß geworden ist
a. durch große Männer,
b. durch seine Eigenschaften;
2) wie er zu wanken begann, weil die Zucht und Ordnung sank,
3) wie er allmählich fiel und endlich
4) heute traurig dasteht, ein Bild des äußersten Verfalls.

Denn solche mit Beispielen erläuterte Betrachtung der beglaubigten Geschichte hat wirklichen Wert:
a. für jeden einzelnen,
b. für den Staat,
weil man daraus lernt: α) was man nachahmen, β) was man vermeiden muß.

Und bei der römischen Geschichte ist das besonders angebracht, weil der römische Staat ehemals in seltener Sittenreinheit und Größe dastand und lange Zeit durch das karge und strenge Leben der Bürger vor Habsucht und Ausschweifung bewahrt geblieben ist, während in neuer Zeit leider durch den zuströmenden Reichtum der vollständige sittliche Verfall in den Staat eingebrochen ist.

3) **Schluß** (§ 12—13).

Aber zu Anfang eines Werkes darf man sich nicht in Klagen ergehen, wenn diese auch vielleicht nicht unangebracht wären; vielmehr hat der Schriftsteller allen Grund, bei der Schwierigkeit des Werkes nach Art der Dichter die Götter zur Hilfe und Unterstützung anzurufen.

12.

Verdient Sallust dem Thucydides an die Seite gesetzt zu werden?

Einleitung.

In der historischen Litteratur der Römer begegnen uns zuerst die Annalen, d. h. Staats- und Familienaufzeichnungen,

welche in der trockensten Form und ohne Kunst nur die Thatsachen enthalten. Diese Annalen bilden dann den Ausgangspunkt und teilweise die Quellen für die Geschichtschreiber der zweiten Periode, welche durch Zusammenfügung und Bildung des gegebenen Stoffes etwas Lesbares zu liefern versuchten; doch rechneten sie dabei nur auf Leser, die (wie sie) griechisch gebildet waren, und darum schrieben mehrere unter ihnen, wie auch der älteste, Q. Fabius Pictor, ihre Werke sogar in griechischer Sprache. Den Gegensatz zu diesen bildet der echt römische M. Porcius Cato, der zwar großes Ansehen bei den Geschichtsforschern und späteren Kennern, aber wegen seiner rauhen und veralteten Darstellungsweise keinen Einfluß auf die Form der historischen Litteratur gewann. Dieser Gegensatz zwischen römischer Einfachheit und griechischer Zierlichkeit dauerte noch längere Zeit fort, und deshalb brachten es die zahlreichen Schriftsteller dieser Periode nicht zu einer Kunst der Geschichtschreibung, welche die Ansprüche der wirklichen Bildung hätte befriedigen können.

Das erste geschichtliche Werk in der römischen Litteratur, welches höheren Kunstwert besitzt, sind die Kommentare Cäsars, und mit ihnen beginnt die Periode der gereifteren römischen Geschichtschreibung. Einen andern Weg schlug Sallust ein. Da weder seine Eigentümlichkeit, noch seine Stellung zu seinem Gegenstande eine Nachahmung Cäsars zuließ, und da ihm überhaupt unter seinen römischen Vorgängern keiner als durchaus würdiges Vorbild in der historischen Kunst dienen konnte, so sah er sich nach anderen Mustern um und folgte nach dem übereinstimmenden Urteile der Alten hauptsächlich dem Thucydides.

So wurde Sallust der erste wirklich kunstmäßige Geschichtschreiber der Römer. Aber verdient er deshalb auch dem Thucydides, seinem griechischen Vorbilde, an die Seite gesetzt zu werden?

Wir werden diese Frage am besten beantworten können, wenn wir beide Schriftsteller mit einander vergleichen in Beziehung auf

Einteilung:

1) die Wahl der Stoffe:
   a. die äußere Veranlassung,
   b. die Wahl selbst,
   c. die Absicht;
2) die äußere Anlage:
   a. die Einleitungen,
   b. bezeichnende Reden,
   c. Darstellung.

Ausführung.

Bei der Betrachtung des ersten Punktes haben wir zuerst die äußere Veranlassung zur schriftstellerischen Thätigkeit beider Männer ins Auge zu fassen.

Wie Thucydides, durch den Tod des Perikles in seinen Hoffnungen getäuscht und durch Mißgeschick im politischen Leben zurückgeschreckt, freiwillig in die Verbannung ging, um teils auf seinen thrakischen Besitzungen, den Goldbergwerken bei Skapte Hyle, teils auf wissenschaftlichen Reisen zu leben, dabei aber mit unverwandtem Blicke die Ereignisse von nah und fern beobachtete und vermöge seiner durch Reichtum gesicherten Unabhängigkeit die zur Abfassung seines Geschichtswerkes notwendige Klarheit und Ruhe des Empfangens und Schaffens bewahrte, so zog sich auch Sallust, durch politische Mißerfolge, sowie durch den gewaltigen Sturz seines großen Gönners Cäsar und die darauf folgende neue Verwirrung aller Verhältnisse verstimmt, von der Staatsverwaltung in eine ebenfalls durch Reichtum gestützte unabhängige Muße zurück, um sich hier ganz der Geschichtschreibung zu widmen.

Hiermit hängt bei beiden Schriftstellern die Wahl des Stoffes selbst aufs innigste zusammen. Vor den durch scharfe und genaue Beobachtung, sowie durch eigene Erfahrungen geschärften Blicken beider Männer lag das sittliche Verderben ihrer Welt, der hellenischen sowohl als der römischen, offen und klar da. Beide waren aber auch in gleicher Weise überzeugt, daß

kein blindes Schicksal noch die Gunst oder Ungunst der Götter über den Geschicken der Menschen und Völker waltet, sondern daß Völker, gleichwie einzelne Menschen, ihr Glück oder Unglück schaffen aus eigener Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit nach dem folgerichtigen Gesetze der Willensfreiheit. Darum wollten sie das sittliche Verderben ihrer Zeit in seiner ganzen furchtbaren Ausdehnung und in seinen tiefen Gründen den Zeitgenossen vor Augen stellen, und darum wählten beide mit richtigem Blick und Urteil passende Stoffe aus der Zeitgeschichte.

So gab Thucydides ein mit psychologischer Einsicht gestaltetes, planvolles Gemälde des peloponnesischen Krieges, jenes großen hellenischen Bürgerkrieges, und schildert besonders eindringlich das Leben und Treiben ochlokratischer Leidenschaft und Aufregung. Krieg und Pest hatten besonders in dem einst so herrlichen Athen alle Verhältnisse gelockert, den Staatsbankrott und alle die Schäden gebracht, woran das attische Staatsleben zu Grunde ging; und mit dem wirtschaftlichen wuchs auch der sittliche Verfall, mit dem Wanken des Glaubens und Vertrauens auf die Hilfe der Götter die Zügellosigkeit, ein wüster Aberglaube und alle Schrecken einer dem Wahn und Scheinwesen verfallenen Gesellschaft.

Ebenso wählte Sallust zuerst die Verschwörung des Catilina, das Ereignis, in welchem jenes Verderben am großartigsten und offenbarsten erschienen, in welchem es wie ein lange im stillen gewachsenes böses Geschwür endlich zum Ausbruch gekommen war. Die äußere Begebenheit aber, welche jene Fülle von Übeln in ihrem Schoß getragen und gezeitigt hatte, war der erste Bürgerkrieg mit seiner blinden Verfolgungswut und allen seinen das Staatsleben zerrüttenden Greueln gewesen. Da nun dessen erste Keime in den Verhältnissen lagen, welche in Rom während des Krieges mit Jugurtha bestanden, und da dessen Beendigung zu der folgenschweren Feindschaft zwischen Marius und Sulla den ersten Anstoß gegeben hatte, so wählte Sallust, gleichsam als Einleitung zur Geschichte des ersten Bürgerkrieges, für sein zweites Werk den Jugurthinischen Krieg,

um endlich in den Historien die Zeit nach Sullas Tode und das Anwachsen der dem Sallust verhaßten Macht des Pompejus, also die Ursache des zweiten Bürgerkrieges zwischen Pompejus und Cäsar, zu schildern.

Aus der Wahl des Stoffes ergiebt sich aber endlich auch ohne weiteres die Absicht, welche beide damit verfolgen. Nicht um mit einem agonistischen Kunststück den Beifall der festlichen Menge zu finden, sondern mit dem praktischen Interesse des geschulten Politikers zum dauernden Studium und zur gründlichen Belehrung für alle, welche aus den Ereignissen der Vergangenheit Belehrung schöpfen und nach Kräften durch ihre Handlungen sich und der Nachwelt zu nützen gedenken, unternahm es Thucydides, jene unheilvolle Umwälzung, welche nach der raschen und kräftigen Entwickelung der Pentekontaëtie den Untergang der hellenischen Freiheit nach sich zog, als Zeuge mit kritischer Gewähr aus den Quellen darzustellen. So sagt er selbst I, 22: τὰ δὲ ἔργα τῶν πραχθέντων ἐν τῷ πολέμῳ οὐκ ἐκ τοῦ παρατυχόντος πυνθανόμενος ἠξίωσα γράφειν οὐδ' ὡς ἐμοὶ ἐδόκει, ἀλλ' οἷς τε αὐτὸς παρῆν καὶ παρὰ τῶν ἄλλων ὅσον δυνατὸν ἀκριβείᾳ περὶ ἑκάστου ἐπεξελθών. — ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούνων καὶ παραπλησίων ἔσεσθαι, ὠφέλιμα κρίνειν αὐτὰ ἀρκούντως ἕξει. κτῆμά τε ἐς ἀεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν ξύγκειται. — Vom Geist strenger Ordnung und Zucht und den Ideen sittlicher Größe und Erhabenheit erfüllt, schildert demnach Thucydides die Schäden seiner Zeit bis ins einzelne mit um so grelleren Farben, je schmerzlicher er die Zersplitterung der Hellenenwelt empfindet, je mehr er gute Sitte und den Adel der Gesinnung vor Habsucht und Ehrgeiz schwinden sieht. Diese Beobachtung steigert sein Gefühl zum Unwillen, erfüllt sein Urteil mit Schärfe und Bitterkeit, und im trüben Licht malt seine Hand das Elend und die Verworfenheit der Menschennatur. Nicht Haß gegen sein Vaterland, noch weniger eine dunkle Weltansicht, sondern vielmehr der Gegen-

stand selbst lieh ihm den grellen Farbenton, welcher den Schlechten trifft und das Unheil in der Ferne zeigt. Denn aller kleinlichen Sonderpolitik abgeneigt, gleich entfernt von unbegründeter Bewunderung wie falscher Tadelsucht, erforscht er von der Höhe der Ereignisse die Tiefen des menschlichen Geistes, beurteilt er die großen Männer nach dem Wert ihrer Handlungen, die Handlungen nach ihren verborgenen Ursachen, und weiß er sowohl den einzelnen Moment mit dem Ganzen zu verknüpfen, als auch im ganzen das Zusammenwirken der einzelnen Kräfte hervorzuheben. Hierauf beruht die Bedeutung des Thucydides als eines philosophischen, die pragmatische Geschichtschreibung beginnenden Historikers, und er gilt mit Recht als φιλαλήθης und rerum gestarum pronuntiator sincerus.

Auch dem Sallust mußte beim Verlassen des bisherigen Weges und beim Nachdenken über den Wechsel in seinem Zustande, welcher mit dem des Staates und Volkes viel Verwandtes hatte, bei dem Siege, welchen sein besseres Selbst in ihm zu erringen strebte, mit dem Entschluß zur Geschichtschreibung und der Wahl seines Gegenstandes zugleich auch die ganze Auffassungsweise und der Ton, in welchem er den Stoff behandeln wollte, von selbst kommen. Wie sich ihm ganz natürlich die Vergleichung der damaligen Zustände mit den früheren besseren, das Wesen und fortschreitende Walten der Kräfte, welche zu solcher Veränderung beigetragen hatten, als Gegenstand der Behandlung ergab, so sollten auch die Früchte seiner Thätigkeit imstande sein, einigen zur Strafe, andern zur Warnung, ihm selbst aber zur Beruhigung zu dienen, welche er darin fand, daß er neben dem Nutzen für andere auch sein Ideal, die Unsterblichkeit seines Namens, im Auge behielt und dies Ziel auf eine edlere Weise als früher, nämlich durch Thaten des Geistes, zu erreichen hoffte.

Diesen Zwecken aber zu genügen und namentlich den beabsichtigten starken Eindruck auf die Gemüter der Leser zu machen, dazu war wohl kein Ton und kein Ausdruck geeigneter und zugleich keiner der Stimmung des Schriftstellers ange-

messener, als der, dessen wesentlichste Eigenschaft wir als „Schärfe“ bezeichnen können. Scharf einschneidend, gewissenhaft prüfend und genau abwägend, dann bestimmt und entschieden richtend, treffend charakterisierend, nirgends verschwimmend und überfließend: so sind die Gedanken und Urteile des Sallust. Ist es ihm dabei auch nicht überall gelungen, den hohen Standpunkt seines Vorbildes, seine durchdringende Kritik und seine objektive Haltung zu erreichen, so hat er ihm doch redlich nachgestrebt in Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit.

Wie also Sallust dem Thucydides in der Wahl des Stoffes und in der Absicht nachgeeifert hat, so hat er sich auch in der Anlage nach seinem Vorbilde gerichtet.

So finden wir bei beiden die Sitte der Einleitungen, in welchen sie entweder den historischen Zusammenhang herstellen oder die Nützlichkeit und Vortrefflichkeit ihrer Bestrebungen rühmen, um sie, wie besonders Sallust, teils der rein praktischen Thätigkeit, teils dem geisttötenden Materialismus gegenüber hervorzuheben.

Ferner verbinden beide mit dem erzählenden Teile, dem politischen Charakter der Geschichte und der rhetorischen Methode ihrer Zeiten gemäß, Reden, um sowohl die Lage scharf zu bezeichnen, als das Bild der geschilderten Zustände und der handelnden Personen zu beleben. Besonders die Reden des Thucydides überraschen durch Großartigkeit und Gedankenschärfe, durch Schwung und dramatische Haltung, durch Kraft und Feinheit der Sprache und gewinnen als möglichst treuer Ausdruck der allgemeinen Stimmung und deren Wortführer fast den Wert urkundlicher Berichte nach Inhalt und Form, obwohl er selbst von ihnen sagt (I, 22): ὡς δ' ἄν ἐδόκουν ἐμοὶ ἕκαστοι περὶ τῶν ἀεὶ παρόντων τὰ δέοντα μάλιστ' εἰπεῖν, ἐχομένῳ ὅτι ἐγγύτατα τῆς ξυμπάσης γνώμης τῶν ἀληθῶς λεχθέντων, οὕτως εἴρηται.

Aber auch die Reden des Sallust haben alle etwas Eindringliches und Ergreifendes und sind offenbar ebensowenig wie

die des Thucydides urkundlich, sondern mit Geschick der Eigentümlichkeit und Stellung des jedesmal Redenden angepaßt. Dabei zeigen sie eine viel größere rednerische Übung, Fähigkeit und Kunst als diejenigen des altattischen Historikers. Jedoch darf man nicht unerwähnt lassen, daß überhaupt bei dem Römer das rhetorische Element vielfach das historische beeinträchtigt, namentlich durch das Übermaß der Betrachtungen und eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das äußerlich Thatsächliche zu gunsten des Psychologischen.

Endlich gleichen sich beide Historiker auch in der Darstellung. Die Gefühlserregung des Thucydides drückt sich in der gedrängten Kürze der Darstellung, in abgebrochenen Sätzen, in rascher Wendung, in Wort und Verbindung, im ganzen Wesen seiner Sprache aus. Der Natur des Gegenstandes angemessen, ist seine Darstellung straff, mächtig, schwunghaft anregend, überall durchaus neu, großartig, würdevoll. Man mag die leidenschaftliche Raschheit des Vortrags, die Härte und Rauheit der Komposition, die Kühnheit und den Kontrast der Satzverbindung, oder die Kraft des inhaltreichen Ausdrucks erwägen, immer verdient Thucydides den Ruhm eines mit Kraft und Berechnung schaffenden Sprachkünstlers. Wie sich im Sprachschatz. der unendlich reich, edel, gewählt in Redensarten und zum Teil ganz fremdartig ist, Großartigkeit mit der Pracht des höheren Altertums, in Wortbildung und Ausdruck mit Kühnheit und poetischer Ausschmückung Bedeutsamkeit und Anschaulichkeit verbindet, ebenso tritt der erhabene Charakter der Rede in Satz- und Periodenbau, in Figuren u. s. w. hervor. Darum galt Thucydides bei den Verehrern des Archaismus und der ideenreichen, kraftvollen und gedrängten Darstellung als Muster.

Schon die Alten nannten den Sallust: subtilissimus brevitatis artifex, und er hat sich in der That, wie sein Vorbild, bemüht, kurz, knapp, gedrängt zu sein, überall das schlagendste Wort, die einfachste, kürzeste Konstruktion zu gebrauchen, so daß er nicht selten dunkel und geschraubt erscheint. Dabei

hält er sich aber zugleich durch geschickte Abwechselung in der Form von ermüdender Einförmigkeit fern, bewegt sich stets in anschaulichen, durch derbe Züge skizzierten Schilderungen, sowie in scharf eingeschnittenen, sehr häufig in Gegensätzen fortschreitenden, niemals breiten und so zu sagen umständlichen Perioden. Im einzelnen des Sprachgebrauchs endlich hat er sich, wie Thucydides, mit Bewußtsein von dem in seiner Zeit Gewöhnlichen entfernt und nach griechischen Vorbildern, besonders aber nach der Weise des älteren Cato, sich eine eigene Schreibart gebildet. Je mehr man daher im Altertum lernte, was eigentlich Kunst der Darstellung sei, je mehr man auch die berechtigte Eigentümlichkeit anerkannte und einsah, daß ein Schriftsteller musterhaft sein könne, auch wenn er keine Nachahmung verträgt, desto mehr erkannten die Verständigen seinen unschätzbaren Wert, und Quintilians gerechte Kritik, besonders aber das kurze Lob aus dem Munde des Tacitus (Annalen 3, 30): „C. Sallustius rerum Romanarum florentissimus auctor“ wiegen hinreichend die mißgünstigen Urteile anderer auf.

Schluß.

So hat Sallust seinem Vorbilde mit Ernst und Eifer nachgestrebt und dasselbe in vielen Punkten unstreitig erreicht, in einem vielleicht gar übertroffen. Daß aber die Nachbildung gerade in dem eigentlich Innerlichen nicht gelingen konnte, liegt nicht nur darin, daß Sallust den entgegengesetzten politischen Standpunkt einnimmt, wie Thucydides, und ebenso entschieden zur (imperial-) demokratischen Partei hielt, wie der Grieche Aristokrat war, sondern auch und viel mehr darin, daß der Ernst und das Würdevolle bei Thucydides tiefgewurzelt und naturwüchsig, bei Sallust dagegen etwas erst spät und künstlich Angeeignetes war. Trotzdem verdient Sallust dem Thucydides an die Seite gesetzt zu werden, sagt doch selbst Bernhardy (Grundriß der römischen Litteratur, 2. Bearbeitung, S. 537): „In allen Hinsichten war Sallust der erste Künstler in Roms Historiographie, der dem Thucydides in Tendenz und Geisterkenntnis sich ver-

gleichen läßt; wenn ihn der unruhige Ton, die sentimentale Färbung und die Raschheit der psychologischen Malerei unähnlich zeigen, so ist die Differenz ebensosehr durch Nationalität, als durch die Natur des Stoffes bedingt."

Bemerkung. Dieses Thema habe ich allerdings nicht selbst erproben können, doch hoffe ich, daß es nach geschickter Anleitung in der Gymnasialprima wird bearbeitet werden können.

13.

Kann Rom mit Recht „die ewige Stadt" genannt werden?

Einleitung.

Fast alle bedeutenderen italienischen Städte führen einen ehrenden Beinamen, der eine hervorragende Eigenschaft derselben angiebt. So wird Genua „die prächtige", Mailand „die große", Padua „die gelehrte", Venedig und Florenz „die schöne" genannt, und in gleicher Weise hat man Rom als „die ewige Stadt" bezeichnet. Erscheint uns nun aber das Wort „ewig", auf eine menschliche oder irdische Sache angewandt, an sich schon als eine übertriebene Bezeichnung, weil ja allem Irdischen der Stempel der Vergänglichkeit von vornherein aufgedrückt ist, so werden wir dieselbe um so weniger für berechtigt halten, wenn sie auf Rom angewandt wird, weil diese Stadt ja längst ihre Rolle in der Weltgeschichte ausgespielt zu haben und der Bedeutungslosigkeit anheimgefallen zu sein scheint.

Wenn wir aber den Sinn des Wortes „ewig" beschränken, also dasselbe nur als „ungewöhnlich lange dauernd und wirkend" auffassen und dann Rom mit anderen Städten, z. B. mit Jerusalem, vergleichen, welches zwar als Ausgangsstätte des Christentums nie vergessen werden wird, aber als Stadt schon längst jede Bedeutung verloren hat, so werden wir uns leicht überzeugen, daß der Unterschied ein ganz gewaltiger ist und daß Rom mit Recht „die ewige Stadt" genannt werden kann.

Die folgende Betrachtung wird uns lehren, daß die Berechtigung hierzu darin liegt, daß Roms Bedeutung

Einteilung:

1) weder in politischer:
   a. Altertum,
   b. Mittelalter,
   c. Neuzeit;
2) noch in religiöser Beziehung:
   a. Mittelalter,
   b. Neuzeit;
3) noch auf geistigem Gebiete je aufgehört hat,
   a. Recht,
   b. Sprache und Litteratur,
   c. Kunst.

Ausführung.

Die politische Bedeutung Roms im Altertum ist bekannt und unbestritten. Aus dunklem Ursprunge erhob sich die Stadt vermöge der Tugenden ihrer Bürger in langen und schweren Kämpfen voll Gefahr und Ruhm zur herrschenden Stadt nicht nur Italiens, sondern zur Beherrscherin des ganzen orbis terrarum. Lange Zeit bot das Reich einen Anblick voll Glanz und Würde dar. Die verschiedenen Länder und Völker tauschten hier ihre materiellen und geistigen Erzeugnisse in einem großartigen Wechselverkehr aus.

Aber gerade durch diese Mischung der Produkte und Bildung ging die eigentümliche Kraft römischer Nationalität verloren; soldatische Willkür trat an die Stelle kaiserlicher Gewalt, unter dem zuströmenden Reichtum wuchs Genußsucht und Üppigkeit und ließ die Bevölkerungen erschlaffen. Inmitten der Verwirrungen aber, welche rücksichtslose Despotie, Usurpationen, Aufstände und Bürgerkriege erregten, vollzog sich im Innern der Gemüter die folgenschwerste und großartigste Umwälzung: der Fall des Polytheismus und der Aufgang der christlichen Kirche. Diese innere Umwälzung arbeitete jener äußern Zerrüttung in die Hände, und bald war Rom trotz alles Widerstrebens wieder das, was es vor alter Zeit gewesen: eine einzelne Stadt.

Allein dieser Stadt war ein anderes Geschick beschieden als anderen Städten. Der römische Name verschwand nicht, sondern lebte unter anderen Formen und Verbindungen sein unzerstörbares Leben weiter. Die Kaiser des Ostens verhüllten mit diesen stolzen Namen und Formen ihre Schwäche, die germanischen Fürsten schmückten das Recht, welches ihnen ihr Schwert erobert, mit den Flittern der römischen Ehrentitel. Der ruhmvollste der fränkischen Könige aber, Karl der Große, machte sich zum römischen Kaiser, und seine sächsischen Nachfolger dachten daran, Rom wiederum zum Mittelpunkte eines Weltreiches zu machen. Dies erfüllte sich zwar nicht, aber trotzdem zieht sich die Bedeutung Roms wie ein roter Faden durch die Geschichte des ganzen Mittelalters hindurch.

Das italienische Volk endlich hat die Erinnerung an eine Vergangenheit ohnegleichen unter jeder Demütigung, jeder Niederlage, jeder Plünderung, jeder Mißhandlung nicht nur von seiten der Goten und Vandalen, der Araber und Ungarn, der Normannen und Deutschen, sondern auch von seiten der Spanier, der Österreicher und Franzosen bewahrt, und heute ist Rom, wie in den Jahrhunderten seiner ersten Blüte, wiederum der Mittelpunkt eines freien, mächtigen und glücklichen Volkes, welches seinen Platz unter den Mächten Europas mit Ehren behauptet. — Die politische Unsterblichkeit Roms steht demnach wohl über allem Zweifel.

Dieselbe Lebenskraft hat Rom auch auf religiösem Gebiete bewiesen. Gerade in der Zeit, wo Rom politisch am schwächsten, ewiger Zerrüttung im Innern und beständiger Heimsuchung von außen preisgegeben war, da erhielt es auf religiösem Gebiete eine Macht, welche der politischen nichts nachgab.

Rom wurde im Mittelalter der Sitz der höchsten priesterlichen, der päpstlichen, Gewalt, der religiöse Mittelpunkt der Völker des Nordens und Westens, gleichsam ein neues Delphi, die allgemeine Orakelstätte der Christenheit, jedenfalls aber eine Größe, mit welcher jede politische Macht zu rechnen hatte.

Selbst in der Neuzeit, wo dem Papsttume durch die Reformation bedeutender Abbruch geschehen und Tausende von Bekennern entfremdet worden sind, hat Rom diese religiöse Bedeutung bei weitem nicht ganz eingebüßt. Noch viele Länder stehen vollständig unter der geistlichen Botmäßigkeit des Papstes, und dieser fühlt sich noch stark genug, mit dem mächtigen deutschen Reiche einen Kampf zu führen, dessen Beendigung wir heute noch nicht abzusehen vermögen.

Wir kommen nun zu einem andern Gebiete, auf welchem die Herrschaft und Bedeutung Roms, wenn auch nicht äußerlich sichtbar, ebenfalls von jeher vorhanden und wirksam gewesen ist, ich meine das geistige Gebiet.

Bei ihrem vorwiegend auf das Praktische gerichteten Sinne haben die Römer besonders die Rechtsbestimmungen ausgebildet und zu großer Vollkommenheit gebracht. Alle diese Gesetze wurden später unter Kaiser Justinian 535 gesammelt und in dem Corpus iuris vereinigt. Ebenso besaß Italien im Mittelalter in Bologna die erste Universität für Jurisprudenz, und zahlreich strömten von allen Seiten die Studierenden herbei, um sich hier für die Praxis vorzubereiten. Wenn das nun auch heutzutage aufgehört hat, so bildet doch das römische Recht noch immer die Grundlage der modernen Gesetzgebungen und wird von unseren Rechtsgelehrten aufs eifrigste studiert.

Da die lateinische Sprache ferner Sprache der Kirche und des Rechtes war, so sahen sich die Sieger wohl oder übel gezwungen, dieselbe bestehen zu lassen oder doch auf Umbildung derselben sich zu beschränken. Die romanischen Sprachen sind demnach nichts anderes als die modernen Entwickelungsstufen der lateinischen Sprache, nach besonderen Verhältnissen der Länder besonders gestaltet.

Auch die deutsche Sprache hat lange Zeit unter dem Einflusse des Lateinischen gestanden und manches Wort, manchen Begriff aus ihm entlehnt, und noch heute ziehen wir aus dem Studium der lateinischen Grammatik und Sprache einen großen logisch-formalen Gewinn, ja es erleichtert und vertieft alles

weitere Studium, selbst die Erfassung der eigenen Muttersprache. Unsere Gymnasien sind gerade durch das Studium des Lateinischen Stätten geistiger Gymnastik geworden, und nicht ohne Schaden für unsere ganze geistige Ausbildung wird man dasselbe beschränken oder gar abschaffen.

Wenn ferner auch die Litteratur der Römer sich an Reichtum und Fülle des Gedankens nicht mit der griechischen messen kann, so bleiben die Werke derselben doch immer bemerkenswert. Unzweifelhaft aber hat der durch die Italiener vermittelte Humanismus überall hin Verbreitung erfahren und wirkt heute noch fort.

Endlich hat Rom in jedem Gebiete der Kunst, sei es Rednerkunst oder Poesie, sei es Musik oder bildende Kunst, Muster und Vorbilder aufzuweisen und beherrscht durch diese wenigstens indirekt die ganze moderne gebildete Welt.

Schluß.

Fürwahr, ein Zauber eigener Art haftet an den sieben Hügeln! Ein gütiges Geschick hat die ehrwürdige Stadt stets mit sorgsamen Händen gehoben und getragen und ihr jedesmal nach Verlust der Herrschaft und Bedeutung auf dem einen Gebiete reichlichen Ersatz auf einem andern verliehen. Nachdem also die römische Weltherrschaft untergegangen war, erstand auf den Trümmern derselben die geistliche Herrschaft des Papstes, und seitdem auch diese ihren Glanz verloren hat, herrscht Rom wenigstens noch unbedingt auf geistigem Gebiete, ja es hat sich sogar wieder zur Beherrscherin Italiens aufgeschwungen. Was also auch immer die Zukunft noch bringen mag, die großen Schöpfungen ihrer Vergangenheit haben der Stadt Rom bereits die Weihe für alle Zeiten gegeben, sie ist in Sprache und Litteratur, in Recht und Staat, in Religion und Kunst unauflöslich mit der Gegenwart aller gebildeten Nationen verbunden und wird nur mit diesen selbst untergehen können!

*14.

Behauptet Herodot mit Recht, daß die Athener die Perser besiegt haben?

Einleitung.

Als Xerxes im Jahre 480 v. Chr. Geb. mit einem ungeheuren Heere in Griechenland einbrach, da war bei den meisten griechischen Staaten kein Gedanke an Widerstand, sondern sie unterwarfen sich angesichts der näher rückenden furchtbaren Gefahr ohne weiteres den Persern. Nur die Athener und Spartaner dachten nicht an Unterwerfung, und ihnen ist es zu verdanken, daß die Freiheit und Kultur Griechenlands nicht von den wilden asiatischen Horden vernichtet wurde. Aber auch die Athener und Spartaner haben sich nicht in gleichem Maße um die Befreiung des Vaterlandes verdient gemacht, nach Herodots Meinung gebührt vielmehr den Athenern der Ruhm, Griechenland von den Persern befreit zu haben. Und je mehr wir die Verdienste beider mit einander vergleichen, desto mehr werden wir ihm Recht geben und ihm darin beistimmen, daß die Athener die Perser besiegt haben, denn sie haben

Einteilung:

1) die größten Opfer gebracht
   a. durch Aufstellung der Flotte,
   b. durch Verlassen ihrer Stadt,
   c. durch Unterordnung unter die Bundesgenossen, besonders bei Platää;
2) an allen Schlachten teilgenommen und die Hauptschlachten geschlagen (Beispiele von Tapferkeit).

Schluß.

Herodot hat mithin Recht, wenn er den Athenern den Ruhm zuschreibt, das Vaterland von den Persern befreit zu haben; daher übernahmen sie auch nach Beendigung des Krieges die Führung der griechischen Staaten.

*15.

Wie kam es, daß das Delphische Orakel bei den Griechen so lange in Ansehn stand?

Einleitung.

Das Delphische Orakel erfreute sich bei den Griechen lange Zeit des größten Ansehns und wurde auch von anderen Völkern oft um Rat gefragt (Römer). Erst im vierten Jahrhundert v. Chr. sank die Achtung desselben daheim und in der Fremde, nur noch dann und wann erhob es sich zu einer vorübergehenden Blüte, bis es der Macht des eindringenden Christentums erlag und von Theodosius d. G. geschlossen wurde. Daß das Delphische Orakel so lange in Ansehn stand, hat

Einteilung:

1) allgemeine Gründe:
   a. religiöse Anschauungen,
   b. Aberglaube;
2) besondere Gründe, und zwar
   a. zufällige: α) Eintreffen der Orakel, β) der dem Orakel von den Göttern gewährte Schutz;
   b. beabsichtigte: α) Zweideutigkeit der Orakel, β) Unparteilichkeit.

Ausführung.

Das Ansehn des Orakels beruhte zunächst auf der Überzeugung, daß unser Dasein unter dem Schutze und der Leitung der Götter stehe und daß alles, was dem Menschen begegnet, eine Fügung derselben sei. Beweisstellen sind aus der Ilias leicht zu erbringen.

Das Ansehn des Orakels beruhte aber ferner auf dem Aberglauben, den wir bei allen Völkern und zu allen Zeiten finden, daß die Himmelsmächte durch Himmelszeichen, Vogelflug, Eingeweide, Träume u. a. ihren Willen den Menschen kundgeben.

Das Ansehn des Delphischen Orakels wurde ferner gestützt durch das zufällige Eintreffen von Orakeln (Beispiele) und durch den Schutz, den die Götter selbst der Stätte zu gewähren schienen (Perser, Gallier unter Brennus u. a.).

Die Antworten des Orakels waren zweideutig gehalten (Beispiele), und wenn jemand durch einen solchen Ausspruch zu Schaden kam, schrieb man lieber ihm die Schuld zu, als dem Orakel. Dabei waren die Priester, die das Orakel erteilten, lange Zeit unparteiisch und hatten wirklich das Wohl der Befragenden im Auge (Kolonisation, Abschluß von Bündnissen, Friedensschlüssen, Unternehmungen u. s. w.). „Nunquam, sagt Cicero (de divinat. I, 37), illud oraculum Delphicum tam celebre et tam clarum fuisset neque tantis donis refertum omnium populorum ac regum, nisi omnis aetas oraculorum illorum veritatem esset experta."

Schluß.

Mit dem Verschwinden der Furcht vor den Göttern und ihrem Walten und besonders seit das Orakel in den Bürgerkriegen Partei nahm, da sank sein Ansehn gar bald, und das Aufblühen der Philosophie vollendete das, was sich allmählich schon vorbereitet hatte.

---

*16.

Warum zog Hannibal auf dem Landwege nach Italien?

Einleitung.

Hannibals Haß gegen die Römer. Eroberung Spaniens und Veranlassung zum zweiten punischen Kriege. Hannibal faßte den Plan, den Krieg in das Land der Feinde zu tragen, wählte aber nicht den kürzeren Seeweg, sondern zog auf dem Landwege nach Italien. Dazu veranlaßten ihn

Einteilung:

1) äußere Gründe:
   a. Nachteile des Seeweges,
   b. Vorteile des Landweges;

2) innere Gründe:
   a. Hannibals Charakter,
   b. Eindruck auf die Römer.

Ausführung.

Die Römer waren im ersten punischen Kriege, der ja vornehmlich ein Seekrieg war, Sieger geblieben und beherrschten seitdem das Meer, da die Flotte der Karthager der ihrigen nicht gewachsen war. Hannibal wollte also einen neuen Seekrieg vermeiden, zumal es an einem guten Hafen fehlte, wo er landen konnte, und ihm die Römer bei einem Landungsversuche mit einem starken Heere entgegentreten konnten.

Demgegenüber bot der Landweg manche Vorteile. Hannibal hatte ein tüchtiges Heer, das dem der Römer wohl gewachsen war. Dies konnte sich auf dem Landwege noch mehr erproben und verstärken, denn Hannibal hoffte die Kelten, besonders die Bojer und Insubrer, auf seine Seite zu bringen u. s. w. Auch andere Bundesgenossen hoffte er auf diesem Wege zu gewinnen. Dazu lag hier die Kriegführung ganz in seiner Hand u. s. w.

Wohl bot der Landweg, besonders die Überschreitung der Pyrenäen und Alpen, weit mehr Schwierigkeiten als der Seeweg, aber gerade die Gefahren und Anstrengungen reizten ihn: hier konnte er seine ganze Kraft zeigen u. s. w. Es war ferner offenbar sein großartiger Plan, die Römer von Norden nach Süden immer mehr zurückzudrängen, sie ihrer Bundesgenossen zu berauben und sie zuletzt zu erdrücken.

Endlich hoffte er die Römer selbst durch die Größe und Kühnheit seines Unternehmens einzuschüchtern und ihre Thatkraft zu lähmen u. s. w.

Schluß.

Wohl war Hannibals Plan ein großartiger und bewundernswert die Beharrlichkeit, Klugheit und Umsicht, die er bei der Ausführung desselben bewies, nur in einem Punkte hatte er sich verrechnet: in den Römern selbst. Sie ließen sich weder

durch Hannibals Alpenübergang einschüchtern, noch verloren sie den Mut infolge der furchtbaren Niederlagen, die er ihnen beibrachte, sondern zeigten sich nun erst in ihrer ganzen Größe: der Hader zwischen Senat und Volk hörte auf, alle Kräfte wurden angespannt, und bald sah sich Hannibal in die Enge getrieben und auf die Verteidigung dessen beschränkt, was er erobert hatte, bis er zuletzt Italien verlassen mußte, um seiner eigenen Vaterstadt zu Hilfe zu kommen.

---

*17.

Warum marschierte Hannibal nach der Schlacht bei Cannä nicht gegen Rom?

Einleitung.

Als nach der Schlacht bei Cannä, so erzählt Livius XXII, 51, der siegreiche Hannibal von den Seinigen beglückwünscht wurde, rieten ihm die einen, nach Beendigung eines so bedeutenden Krieges sich und dem Heere für den Rest des Tages und die folgende Nacht Ruhe zu gönnen, aber Maharbal, der Anführer der Reiterei, wollte von keiner Ruhe wissen und sagte: „Damit Du den Erfolg dieser Schlacht recht deutlich siehst, mußt Du am fünften Tage auf dem Kapitol speisen. Folge mir: ich will mit der Reiterei vorausgehen, um die Römer zu überraschen.“ Hannibal lobte zwar den guten Willen des Maharbal, konnte sich aber nicht entschließen, dem Rate zu folgen und zwar

Einteilung und Ausführung.

1) aus äußeren Gründen: Entfernung Roms, die Ermüdung seiner Soldaten und seine Verluste; Mangel an Belagerungswerkzeugen, da Rom stark befestigt und besetzt war;

2) aus inneren Gründen: Hannibal hatte wohl die Kraft der Römer erkannt und wußte, daß sie nach der Niederlage ihre Kräfte doppelt anstrengen würden. Eine erfolglose Belagerung Roms — hatte er doch weder Placentia noch Spoletium erobern können — mußte seinem Ruhme schaden. Endlich

wollte er seinem Plane treu bleiben und erst die Bundesgenossen den Römern abspenstig machen u. s. w.

Schluß.

Der weitere Verlauf des Krieges hat Hannibal Recht gegeben.

18.

Warum blieb die vollständige Besiegung des Perserreichs Alexander dem Großen vorbehalten?

Einleitung.

Die Griechen hatten recht, wenn sie die „Marathon- und Thermopylenkämpfer“ und überhaupt die Mitkämpfer in den Perserkriegen mit begeistertem Lobe erhoben, klingt doch durch alle Zeiten hindurch im Leben der abendländischen Völker ihr Ruhm wieder und werden die Namen, an welchen die einzelnen Begebenheiten haften, noch heute an erster Stelle genannt, wo es gilt, männliche Begeisterung für die höchsten Güter der Völker und Staaten wachzurufen. Denn es wurde damals ein Kampf ausgefochten, dessen Siegespreise von unvergänglichem Wert für alle Zeiten sind, von dessen unverwelklichen Früchten noch nach Jahrtausenden die Gegenwart zehrt. Man darf es eben nicht vergessen, daß jene Kämpfe nicht nur zunächst ein freudiges Nationalbewußtsein bei den Griechen erzeugten und ihnen die Mittel zum heitern Lebensgenusse wie zu großartigen Unternehmungen gewährten, sondern daß sie auch eine Verfeinerung der Sitten und besonders eine Blüte der Kunst und Wissenschaft bewirkten, welche bis heute in vieler Beziehung unübertroffen dasteht.

Aber so glänzend die Siege waren, so herrlichen Aufschwung Griechenland im Innern nahm, der eigentliche Zweck, warum sich Griechenland mit den Persern in jenen Kampf eingelassen hatte, die Befreiung der kleinasiatischen Griechen von dem despotischen Joche der Perser und die Erfüllung der von den Griechen mit der Kolonisation Kleinasiens übernommenen histo-

rischen Mission, nämlich griechische Civilisation dem in Einseitigkeit verkommenen Oriente zu vermitteln und demselben auf diese Weise neue Anregung zu geben, dieser Zweck wurde nicht erreicht. Hierzu wäre das erste, unerläßliche Erfordernis die Zertrümmerung des alle Völker Kleinasiens, wie des Orients überhaupt, beherrschenden persischen Reiches gewesen; dies zu leisten waren aber die Griechen nicht imstande, es blieb vielmehr dem macedonischen Reiche unter Alexander dem Großen aufbewahrt.

Es drängt sich uns daher wohl die Frage auf, warum waren die Griechen nicht imstande, das Perserreich, nachdem sie ihm so viele und schwere Niederlagen beigebracht hatten, vollständig zu besiegen, sondern warum blieb die Vollendung des begonnenen Werkes Alexander dem Großen vorbehalten?

Die Gründe für diese merkwürdige Thatsache liegen aber darin, daß für Alexander den Großen alle Hindernisse in Wegfall kamen, welche sich den Griechen in den Weg stellten, nämlich

Einteilung:

1) bei dem Entschlusse:
   a. die politische Zerrissenheit, während Alexander die Griechen einigte,
   b. die politische Kurzsichtigkeit, während Alexander sich seiner Aufgabe bewußt war;
2) bei dem Unternehmen selbst.

Ausführung.

Es fehlte den Griechen weder an Mut noch an Kraft, die Perser zu bekriegen; denn sie kannten recht wohl die Schwächen und die Schadhaftigkeit des Perserreichs und brauchten sich nicht vor einem Heere zu fürchten, welches, wie das persische bei den Thermopylen, mit Peitschen in die Schlacht getrieben werden mußte und welchem sie trotz seiner Überzahl so oft die furchtbarsten Niederlagen beigebracht hatten. Daß die Griechen trotzdem nicht zu dem Entschlusse kommen konnten, lag vor allem in der Zersplitterung Griechenlands.

Das griechische Volk war durch die Wanderungen in lauter kleine Staaten zersplittert worden, welche einen langen Kampf um ihre Existenz zu bestehen hatten. Da dieser nur durch das kräftigste Einstehen jedes einzelnen für die Gesamtheit zu glücklichem Ende geführt werden konnte, so bildete sich einerseits jene bewundernswerte Vaterlandsliebe, jene Hingabe an die Erfüllung der von dem Gemeinwesen auferlegten Pflichten, wie wir sie an den Griechen bewundern, andrerseits aber auch das Suchen nach Feststellung der Bedingungen, unter denen der Staat am besten bestehen konnte und jedem seiner Mitglieder die freie Entwickelung seiner Persönlichkeit möglich wurde. Darum wachte man ängstlich darüber, daß im Staate einer ebenso abhängig vom Ganzen sei wie der andere und daß selbst die Regierenden sich dem wahren Staatszwecke unterordneten. Daraus erklären sich die zahlreichen Verfassungsänderungen in den griechischen Staaten.

Da nun aber Verfassungsänderungen in dem einen Staate nicht ohne Einwirkung auf den andern sein konnten, so erzeugte die verschiedenartige Entwickelung eine fortwährende Reibung und Befehdung, am entschiedensten und schroffsten jedenfalls zwischen aristokratisch und demokratisch regierten Staaten. Die Hauptvertreter dieser Gegensätze sind Sparta und Athen, und hier war der Gegensatz um so einschneidender, als er mit dem landschaftlichen — zwischen dem in sich abgeschlossenen Peloponnes und dem auf freie Entwickelung nach außen hingewiesenen Attika — und mit dem Charakterunterschiede zwischen Doriern und Joniern zusammenfiel. Aber auch anderwärts bestanden diese Gegensätze, und so war selbst in den Zeiten drohendster Gefahr keine vollständige Vereinigung sämtlicher Hellenen zu erreichen, geschweige denn, daß sie sich zu gemeinsamer That nach außen hätten verbinden können. Vielmehr entwickelten sich die Gegensätze immer schroffer, so daß die Griechen zuletzt in gegenseitiger Erbitterung geradezu an ihrer Vernichtung arbeiteten.

Es war daher ein Glück für die Griechen, daß sich im Norden unter tüchtigen Herrschern ein mächtiges Königreich

bildete, welches die Eifersucht der einzelnen Staaten niederhielt, dieselben hinderte, an der gegenseitigen Vernichtung weiterzuarbeiten, und statt dessen alle Kräfte und Absichten auf einen Punkt zu sammeln verstand. Sobald Alexander der Große Griechenland, welches schon von seinem Vater unterworfen worden war, nach kurzem Kampfe abermals besiegt hatte, da gab es im ganzen Lande nur einen Willen, und nichts stand dem kühnen Adlerfluge des jungen Heldenkönigs mehr im Wege, die Vorbereitungen zum Zuge nach Asien, zur Erfüllung seiner großen Aufgabe, zu treffen.

Es fehlte aber den Griechen nicht nur an der nötigen Einheit, sondern auch an dem richtigen politischen Blicke. Die Natur der Griechen wies sie mehr auf die individuelle Arbeit und die Darstellung des Schönen im Leben hin, als auf Eroberungen und Unternehmungen nach außen. Und so groß war die politische Kurzsichtigkeit, daß man, statt die Barbaren auf alle Weise zu bekriegen, selbst die Unterstützung derselben herbeizurufen sich nicht bedachte.

Ganz anders war es bei den Königen von Macedonien. Schon Philipp hatte eingesehen, daß er, um seinen Thron zu sichern und sein Volk der griechischen Kultur, für welche er tiefe Achtung hegte, teilhaftig zu machen, sich vor allem zum Herrn von Griechenland machen müßte, daß aber diese Unterjochung nur dann verzeihlich sei, wenn er sich zum Verwirklicher der im griechischen Volke lebenden und dasselbe befriedigenden Idee machte, d. h. wenn er das morsche, aber in seinen Ansprüchen beharrende persische Reich vernichtete. Vor allem aber lebte in der Seele Alexanders des Großen das Bewußtsein jener hohen Aufgabe, und ein Blick auf das damalige Perserreich zeigt, daß sein Unternehmen, so kühn es auch erscheinen mochte, auf klarer und nüchterner Beurteilung der wirklichen Verhältnisse beruhte. Wer also unbefangen die Welt des Ostens vor und nach Alexander betrachtet, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß es kaum je ein würdigeres Ziel für einen königlichen Ehrgeiz gegeben hat, als dies: jene herrlichen Länder,

welche unter einer elenden Regierung ein trauriges und sinnloses Dasein führten, durch eine schöpferische Regententhätigkeit zu neuem Glück und zu höherer Bildung zu führen!

Wohl hat es nach den Perserkriegen weder von seiten Athens, noch von seiten Spartas an wirklichen Versuchen gefehlt, die Bekriegung der Perser wieder aufzunehmen, aber diese Versuche hatten nicht den erwarteten Erfolg, bis Alexander das Unternehmen vollbrachte.

Die Unternehmungen der Griechen scheiterten aus folgenden Gründen. Weil man nämlich stets nur das nächste Ziel, die Befreiung der kleinasiatischen Griechen und die Vermehrung der eigenen Machtmittel, vor Augen hatte, so schlug man zunächst den verkehrten Weg ein, indem man sich in einen Seekrieg einließ, in welchem die Perser noch immer überlegen waren, und welcher selbst bei einem Siege das persische Reich im Innern kaum berührte.

Andrerseits scheiterte jedes Unternehmen an der immer und immer wieder erwachenden Eifersucht der Staaten. So wurde der Siegeslauf des Kimon nach der Schlacht am Eurymedon durch die Zwietracht der Griechen aufgehalten, so wurde die Abberufung des Agesilaos durch das Ausbrechen des böotischen und korinthischen Krieges bewirkt.

Alexander der Große dagegen ging gerade auf das Ziel, die Vernichtung des Perserreichs, los und drang in das Land der Feinde selbst ein. Ja er löste nach der Einnahme von Milet sogar seine Flotte gänzlich auf, um nicht seine Sache auf einem Gebiete, wo der Ausgang vielfach durch unberechenbare Zufälle bestimmt wird, einer Niederlage aussetzen zu müssen, und er war gewiß, daß durch vollständige Besetzung der Küsten und des Festlandes die feindliche Seemacht unschädlich gemacht werde.

Und wie er in seinem Entschlusse durch niemand hatte gehindert werden können, so nahm auch das Unternehmen unter seiner einheitlichen Führung und infolge seiner hervorragenden Begabung und Umsicht den erfolgreichsten Fortgang.

Schluß.

So wurde durch Alexander den Großen die Aufgabe der Griechen, zu welcher sie von vornherein bestimmt gewesen waren, nämlich die Besiegung der asiatischen Barbaren und die Ausbreitung der griechischen Kultur nach Osten hin, glänzend erfüllt. Daß aber Alexander nicht durch blinden Zufall dies erreicht, sondern mit vollem Bewußtsein jene Aufgabe übernommen und mit Aufbietung aller Kraft durchgeführt hat, das hat ihm den Beinamen des „Großen" eingetragen.

19.

Der Zug Hannibals nach Italien und Alexanders des Großen gegen das Perserreich.

Einleitung.

Obwohl die Geschichte dem Hannibal den Beinamen „der Große" versagt, so kann dieser doch in vieler Beziehung sehr wohl Alexander dem Großen an die Seite gesetzt werden. An beiden bewundern wir dieselbe persönliche Tapferkeit und denselben unerschütterlichen Mut, dem keine Gefahr zu groß, kein Hindernis zu schwer war, an beiden die mit dieser Kühnheit und Tapferkeit gepaarte Umsicht und Klugheit, welche sie in den Stand setzte, immer für den rechten Zweck das richtige Mittel zu wählen, an beiden endlich die gleiche Energie und Beharrlichkeit, mit der sie einerseits alle Strapazen ihrer Heere teilten und andrerseits ihre kühnen Pläne durchzusetzen wußten. Wunderbar war auch bei beiden die Gewalt, welche sie auf die Gemüter der Ihrigen ausübten und vermöge deren es ihnen möglich wurde, in ihre aus den verschiedenartigsten Bestandteilen zusammengesetzten Heere Einheit und Zusammenhalt zu bringen, die Treue der Soldaten selbst unter den schwierigsten Umständen an ihre Person zu bannen und zu fesseln und dadurch nicht allein alle Schwierigkeiten zu überwinden, sondern auch die herrlichsten Thaten zu vollführen. Endlich hat man selbst ihre Thaten und Schicksale im einzelnen mit einander

verglichen und vor allem den Zug Hannibals nach Italien neben das Unternehmen Alexanders des Großen gegen das Perserreich gehalten.

In der That lassen sich beide Unternehmungen in verschiedenen Beziehungen neben einander stellen, und zwar

Einteilung:

1) in betreff der Absicht, welche beide verfolgten,
   a. Vernichtung des Perserreichs,
   b. Vertilgung der römischen Macht;
2) in Bezug auf die Schwierigkeiten, welche sie zu überwinden hatten,
   a. vor Eintritt in Feindesland: Hämos- und Donauübergang — Rhone- und Alpenübergang;
   b. Land und Feinde: Asien und die Perser — Italien und die Römer;
3) in Hinsicht auf den Verlauf:
   a. Einschlagen des Landweges,
   b. Schlachten: α) am Granikus — am Ticinus und an der Trebia, β) bei Issus — am trasimenischen See, und zwar sowohl die Schlacht selbst, als die Benutzung derselben; γ) bei Gaugamela — bei Cannä,
   c. die weiteren Ereignisse: der Eroberungszug Alexanders bis zur Umkehr — Hannibals Aufenthalt in Italien und seine Rückkehr.

Schluß.

Wenn sich also der Zug Hannibals gegen Italien sehr wohl mit dem des Alexander gegen das Perserreich vergleichen läßt und beide Männer auch als Feldherrn ebenbürtig neben einander gestellt zu werden verdienen, so könnte es wohl als eine Ungerechtigkeit erscheinen, wenn die Geschichte nur dem König Alexander den Beinamen des Großen beilegt, dem Hannibal dagegen ihn versagt. In Wahrheit steht jedoch die Sache wesentlich anders; denn nur derjenige verdient den Beinamen

„der Große", der mit seinen Thaten nicht nur sich und seinem Vaterlande, sondern auch der Welt genützt hat. Können wir das aber von Hannibal behaupten? Diente nicht sein Zug gegen Italien lediglich der Rache an den Römern und hörte nicht die Bedeutung desselben mit seinem Weggange aus Italien auf?

Alexander dagegen übernahm mit dem Rachezuge gegen das Perserreich zugleich eine hervorragende historische Mission, deren Bedeutung auch heute noch nicht verwischt ist. Er wollte nämlich einerseits den in Einseitigkeit und Knechtschaft verkommenen Völkern des Orients griechische Bildung und Civilisation vermitteln und neue Anregung geben, andrerseits aber auch der Wissenschaft, dem Verkehr und Handel neue Mittel und Wege eröffnen. Und dies hat er in der That erreicht. Wer aber so wie Alexander im Dienste der Menschheit thätig gewesen ist, der verdient mit Recht den Namen „der Große!"

---

*20.

Hannibal und Napoleon I.

Einleitung.

Hannibal und Napoleon I. sind in Bezug auf Abkunft, Thaten und Ende im einzelnen sehr von einander verschieden (näher auszuführen), lassen sich aber dennoch in vielen Beziehungen mit einander vergleichen, nämlich

Einteilung.

1) in ihrem Charakter,
2) in ihren Unternehmungen,
3) in ihrem Schicksal.

Ausführung.

Beide waren die größten Feldherrn ihrer Zeit, persönlich tapfer und von großem Unternehmungsgeiste; aber sie waren auch rücksichtslos, grausam, unwahr und prahlerisch, von unversöhnlichem Haß gegen ihre Feinde.

Beide griffen ihre Gegner im eignen Lande an und gingen dabei mit beispielloser Kühnheit zu Werke, beide überschritten die Alpen, beide gingen darauf aus, ihr Vaterland zum mächtigsten Reiche zu machen.

Beide wurden anfangs vom Glück begünstigt und errangen Sieg auf Sieg, aber die Gegner lernten von ihnen und erstarkten, und so mußten sich beide Männer schließlich auf die Verteidigung des eigenen Landes beschränken, wurden aber in der Entscheidungsschlacht (Zama — Belle-Alliance) geschlagen und starben in der Verbannung.

Schluß.

Beiden Männern versagt die Geschichte trotz ihrer großen Thaten den Beinamen „der Große" teils wegen ihres Charakters, teils weil sie bei ihren Thaten nur eigennützige Zwecke verfolgten und keine dauernden Erfolge erzielten.

Dritte Abteilung.

Themata allgemeinen Inhalts.

1.

Worin gleichen sich Gebirge und Meer?

Einleitung.

Alljährlich verlassen viele Tausende von Menschen in der warmen Jahreszeit ihren Wohnort, um in der Ferne Erholung von dem geräuschvollen Hasten und Jagen des täglichen Lebens, Ruhe, Besonnenheit und Klarheit über sich selbst, kurz Gesundheit für Körper und Geist und neue Kraft für den Kampf des Lebens zu suchen. Und in der That giebt es kein heilsameres Gegenmittel gegen die Prosa des Lebens als den, wenn auch nur vorübergehenden, Umgang mit der Natur; denn der Mensch ist nicht ursprünglich zum Stubenhocker bestimmt, sondern erst die Not des Lebens, Übervölkerung und die wachsende Kultur haben ihn von der Natur losgerissen und in die Werkstatt, in die Fabrik, in die Amts- und die Geschäftsstube gebannt. In der Natur aber stellt sich das Gleichgewicht wieder her: hier wird das Gemüt des Bekümmerten, das Herz des Trauernden von seinem Gram erleichtert, umgestimmt und erheitert, Mut, Vertrauen und Hoffnung kehren wieder ein, der Gebeugte atmet wieder auf, und indem der Mensch über die Werke Gottes, das Walten der Naturkräfte und Gesetze im großen, unermeßlichen Weltall nachdenkt und erkennt: Groß sind die Werke des Herrn, und wer ihrer achtet, der hat eitel Lust daran, so kehrt auch das Vertrauen auf Gott und seine Hilfe zurück!

Wenn wir nun fragen, wohin sich die Menschen bei ihrer Flucht aus dem Getriebe der Welt am liebsten begeben, so

finden wir, daß es besonders zweierlei Gegenden sind, welche die größte Anziehungskraft besitzen. Entweder nämlich suchen die Menschen das Gebirge auf, wo die dunklen Tannen ragen, Bäche rauschen, Vögel singen und die stolzen Wolken jagen, oder das großartige, majestätische Meer.

Angesichts dieser merkwürdigen Thatsache entsteht in uns die verwunderte Frage: wie kommt es, daß zwei so grundverschiedene Gegenden, wie Gebirge und Meer sind, von den Menschen zu gleichem Zwecke aufgesucht werden, oder sind beide in Wirklichkeit gar nicht so verschieden, wie es den Anschein hat, haben sie vielleicht doch manches gemein?

Bei eingehender Betrachtung finden wir nun, daß Gebirge und Meer in der That sich in vielen Punkten gleichen, nämlich

Einteilung:

1) in ihrem Äußeren, und zwar
   a. im allgemeinen,
   b. im besonderen;
2) in ihrem Einflusse auf den Menschen,
   a. äußerlich,
   b. innerlich.

Ausführung.

Zuerst gleichen sich Gebirge und Meer schon in ihrem Äußeren, und zwar im allgemeinen; denn beide sind Schöpfungen gewaltig wirkender Naturkräfte, welche seit uralter Zeit thätig waren, und bieten noch immer ein Bild beständiger Zerstörung und Entwickelung dar. Zugleich sind sie in ihrer Großartigkeit über alle übrigen Bodenformen der Erdoberfläche erhaben.

Aber auch im besondern gleichen sie sich; denn in Ruhe bieten sie dem Beschauer beide weit ausgedehnte Flächen, auf welchen sich eine reiche Abwechselung von Berg und Thal (Wellenberg und -thal) dem Blicke zeigt. Als besonders schöne und angenehme Erscheinungen erwähnen wir noch das Meerleuchten und das Alpenglühen. Ebenso zeigen beide eigentümliche Luft-

spiegelungen: das sogenannte „Seegesicht" über einem Schiffe und das sogenannte „Brockengespenst" im Gebirge.

Ferner wüten im Gebirge wie auf dem Meere die Stürme mit gleich vernichtender Gewalt. Mit furchtbarer Heftigkeit bricht z. B. der Föhn in den Alpen aus, versetzt die ganze Natur in unendlichen Aufruhr, schleudert Bäume in die Tiefe, reißt Felsstücke los und verbreitet Schrecken und Verwüstung. — Nicht geringer ist die Kraft des Sturmes auf dem Meere, wo er die Schiffe wie Nußschalen bald in die Höhe schleudert, bald in die Tiefe hinabstürzt, alles mit sich fortreißt und nicht selten allem Lebenden den Untergang bereitet.

Gleich großartig ist in beiden auch die Tierwelt; denn wie das Gebirge in seinen Wäldern und Schluchten vor allem wilde und starke Tiere birgt, z. B. Bären, Wölfe, Luchse, Adler, Geier u. s. w., so enthält auch das Meer in seinen Tiefen eine Reihe starker und gefährlicher Tiere: wie Haifische, Walfische, Eisbären u. a.

Wie sich Gebirge und Meer also schon in ihrem Äußern gleichen, so auch in ihrem Einflusse auf den Menschen.

Ziehen wir zunächst den äußern Einfluß in Betracht, so zeigt sich dieser zuerst in der Körperbeschaffenheit, sowie in den Beschäftigungen der In- und Anwohner. Gebirgsbewohner und Seefahrer sind fast durchweg kräftige, gedrungene Gestalten. Bei den Gebirgsbewohnern, wie bei den Anwohnern des Meeres und Inselbewohnern finden wir Jagd und Fischfang gleich verbreitet, und wie im Gebirge der Bergmann wertvolle Mineralien und Erze aus der Tiefe der Erde ans Tageslicht fördert, so holt der Taucher vom Grunde des Meeres die nicht minder wertvollen Korallen, Perlen, Muscheln u. a. Ebenso berühren sich beide auch in der geringen Bewohnbarkeit, sowie darin, daß sie meist als politische Grenzen dienen.

Ferner üben sie einen gleich großen Einfluß auf Klima und Wetter aus. Im Gebirge, sagt Herder, sitzt die Natur auf ihrem ewigen Throne, sendet Ströme und Witterung aus

und verteilt so wie das Klima, so auch die Neigungen, oft auch das Schicksal der Nationen. In gleicher Weise beherrscht und beeinflußt das Meer das Klima der Inseln und anliegenden Länder, indem es dasselbe mildert und gleichmäßiger macht.

So verdankt Norditalien sein verhältnismäßig mildes Klima den Alpen, welche die schädlichen Nordwinde abhalten und die Wärme vermehren durch das Zurückwerfen der Sonnenstrahlen; und andrerseits ist das milde Klima von Irland hauptsächlich dem umgebenden Meere zuzuschreiben.

Gebirge und Meer üben aber nicht nur einen äußern Einfluß auf den Menschen aus, sondern wirken auch auf Charakter und Gemüt ein.

Der Einfluß, welchen Gebirge und Meer auf den Charakter der Anwohner ausüben, ist wiederum ein doppelter.

Zunächst nämlich erwecken beide durch die mannigfachen Gefahren mancherlei günstige Eigenschaften, wie Mut, Ausdauer, Unternehmungsgeist und Liebe zur Freiheit; auch finden wir bei Gebirgsbewohnern wie Seefahrern besonders stark ausgeprägt das Gefühl der Zusammengehörigkeit und damit die Geneigtheit, einander in Not und Gefahr beizustehen.

Aber der Umgang mit dem Meere, seinen Stürmen, Gefahren und rauhen Beschäftigungen giebt ebenso wie der Aufenthalt im Gebirge mit seinen Mühen und Anforderungen dem Charakter der Bewohner und Seefahrer auch etwas Derbes und Rauhes; der Drang nach Freiheit artet nicht selten aus und läßt Gebirgsbewohner wie Seefahrer leicht alles, was die See oder das Gebirge spendet, als herrenloses Gut und Eigentum des einzelnen betrachten; wir finden also bei den Bewohnern des Gebirges vielfach Wilddieberei, wie bei Insulanern und Anwohnern der Seeküste Strandräuberei, oder es bildet sich gar unter dem Schutze eines schluchtenreichen Gebirges (Abruzzen) Banditen- und Räuberwesen aus, wie unter dem Schutze von Klippen (im Altertum an der Küste von Dalmatien, im Mittelalter an den Küsten Skandinaviens und noch in

diesem Jahrhundert im persischen Golf) oder von Korallenriffen (Flibustiers in Westindien und noch heute in Hinterindien) oder endlich von Flachküsten (Vitalienbrüder an den Friesischen Küsten) leicht Piratentum entsteht.

Endlich wirken Gebirge und Meer in gleicher Weise auf das Gemüt der Menschen ein. Beide gewähren dem Beschauer einen imposanten Anblick, beide, weit über das Menschengeschlecht durch Alter und Größe erhaben, erwecken in ihm das Gefühl der Ehrfurcht und Kleinheit. Woher dieses Schweben der Flut? woher dieses ewige Steigen und Sinken? woher diese großartigen Felsen und Hörner? Hier haben Kräfte und Gesetze gewaltet, die seiner Kraft und seines Stolzes spotten und mit ihm ~~sein~~ Spiel treiben! Die wogende Meeresfläche dehnt sich unermeßlich weit vor dem erstaunten Blicke aus und erfüllt den Beschauer mit dem Gefühl der Unendlichkeit und Ewigkeit, umweht ihn mit dem ahnungsvollen Geheimnis einer höhern Welt, wie den Wanderer im Gebirge die erhabene Einsamkeit der Gletscher umfängt, seine Seele erfüllt mit der Sehnsucht nach dem, was ewig ist, und jedes irdische Interesse verstummen läßt.

Schluß.

Es sind also eine ganze Reihe von Punkten, in welchen Gebirge und Meer einander gleichen, und darum üben sie auch den gleichen Einfluß aus sowohl auf ihre An- und Bewohner, als auch auf die vorübergehenden Besucher. So gilt auch hier der Ausspruch und die Ermahnung Goethes:

„Du, schöne Natur, bist nicht einerlei
„Und bist doch immer die gleiche;
„Und alles ist alt und alles ist neu
„In deinem blühenden Reiche!
„Strebt weiter und weiter — *doch haltet nur*
„*An der ewig wahren, der alten Natur!*“

*2.

Drum soll der Sänger mit dem König gehen, Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!

Einleitung.

Zu allen Zeiten haben es sich Könige und Fürsten angelegen sein lassen, große Dichter an ihren Hof zu ziehen, sie zu ermuntern und zu unterstützen (Beispiele), und so sagt auch Karl VII. von Frankreich in Schillers „Jungfrau von Orleans“ (I, 2): „Es soll der Sänger mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen!“ In der That, Fürst und Sänger gehören zusammen, denn sie haben

Einteilung:

1) gleiche Stellung,
2) gleiche Wirkung,
 a. auf einander,
 b. auf andere.

Ausführung.

Der König oder Fürst ist von Gottes Gnaden an seinen Platz gestellt, seine Person ist geheiligt und der Himmel selbst bestraft jede Verletzung derselben: Rudolf von Schwaben sah in dem Verluste seiner Hand, mit der er dem Kaiser Treue geschworen, eine Strafe des Himmels. Der König gehört dem ganzen Volke, er hat für alle zu sorgen und darf nicht in das Gezänk und den Hader der Parteien hineingezogen werden; von seiner hohen Stellung aus blickt er „mit ruhiger Klarheit über der Menschen Thun und Verkehren“ hin; er ist in seinem Gebiete unumschränkt, hat aber auch eine hohe Verantwortung für das, was er thut.

Der Dichter „steht in des größeren Herren Pflicht“, auch seine Person ist geheiligt und eine Verletzung derselben wird von den Göttern selbst gerächt (Ibykus). Der Dichter gehört ebenfalls dem ganzen Volke an, er soll jedem seine Gabe bringen und soll vor allem nicht der Herold einer Partei sein;

denn „der Dichter steht auf einer höhern Warte als auf den Zinnen der Partei". Auch der Dichter hat einen weiten und freien Blick, denn

„Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
„Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt;
„Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
„Und was uns die Zukunft versiegelt u. s. w."

Dem Dichter kann in seinem Reiche niemand gebieten („Der Graf von Habsburg") und auch er trägt eine hohe Verantwortung, denn was Schiller in den Künstlern im allgemeinen sagt, gilt besonders auch vom Dichter:

„Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben;
„Bewahret sie!
„Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sie sich heben!"

König und Sänger üben aber auch eine gleiche Wirkung auf einander aus; denn der Fürst giebt durch seine Thaten und Unternehmungen dem Dichter Stoff und Veranlassung zum Dichten (Beispiele), und der Dichter begeistert den Fürsten zu neuen, größeren Thaten und unterstützt durch seine Lieder dessen Thätigkeit (Tyrtäus, Tasso, Lessing, Körner).

Ebenso wirken beide auch in gleicher Weise auf andere. Die Erscheinung des Königs ist achtung- und ehrfurchtgebietend, er verbreitet aber auch Freude und Begeisterung, wo er erscheint; er adelt jedes Unternehmen durch seine Teilnahme (Protektion), verbreitet Hilfe und Segen um sich u. s. w. Wirkung auf die Nachwelt. — Von der Dichtkunst sagt Schiller ebenfalls: „Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit", ebenso nennt er den Dichter den Bringer der Lust, der zum Guten das Beste bringt, der jede Freude veredelt und jedes Werk krönt, der Segen und Freude um sich verbreitet, „der Jüngling und der Greis am Stabe, ein jeder ging beschenkt nach Haus", und „kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein, er führt einen Himmel voll Götter hinein". Auch der Dichter wirkt auf die Nachwelt.

Schluß.

So gehören also König und Dichter sowohl wegen ihrer gleichen Stellung, als auch wegen ihres Einflusses, den sie gegenseitig auf einander und auf andere ausüben, aufs engste zusammen und Goethe hat recht, wenn er den Herzog Alphons im „Tasso“ (V, 1) sagen läßt:

„Ein Feldherr ohne Heer scheint mir der Fürst,
„Der die Talente nicht um sich versammelt.“

---

*3.

Zunge und Schwert.

Einleitung.

Die Geschichte bietet uns viele Beispiele dafür, daß die Diplomatie das wieder verdorben hat, was durch das Schwert mühsam errungen war. So mußte der große Kurfürst im Frieden von St. Germain en Laye das von ihm eroberte Vorpommern wieder herausgeben, weil Ludwig XIV. es zur Bedingung der Verhandlungen gemacht hatte, daß die Schweden die entrissenen Länder wieder erhielten. Auch nach den Befreiungskriegen gingen die durch das Schwert im heißen und tapferen Kampfe errungenen Vorteile bei den Verhandlungen zum Teil wieder verloren. Es scheint demnach, als ob Zunge und Schwert Gegensätze, ja Feinde wären, und dennoch lassen sie sich in vielen Beziehungen mit einander vergleichen, nämlich

Einteilung:

1) in Gestalt und Eigenschaften,
2) in ihrem Zweck und
3) in ihren Wirkungen.

Ausführung.

Wie es scharfe, spitze, stumpfe, breite, feine und zweischneidige Schwerter giebt, so auch scharfe, spitze, plumpe, breite, feine und falsche Zungen (doppelzüngig). Beide werden nicht offen getragen, sondern befinden sich in einem Behälter, aus

dem sie aber leicht hervorgeholt werden können; Ermahnung zur Vorsicht beim Gebrauch. Beide sind die edelsten Waffen des Menschen (Vergleich mit anderen, wie Stock u. s. w.) und ihr Gebrauch erfordert Übung.

Zunge und Schwert dienen zur Verteidigung und zum Schutze und unterstützen sich häufig darin z. B. in den Freiheitskriegen (Leier und Schwert); Arndt — Körner; Athen in den Perserkriegen; Luther u. v. a.

Ebenso werden beide zum Angriff, zum Kampfe, zur Eroberung benutzt. Napoleon I. Thrasybul. Heinrich I. — Cicero. Peter von Amiens. Missionare u. a. Auch hierbei haben sie sich oft unterstützt.

Beide verschaffen ihrem Träger eine gewisse Ehre, wenn sie geschickt gehandhabt werden: große Redner waren oft ebenso gefürchtet wie geschickte Fechter.

Beide können Gutes wirken: „Wort und Waffen, Recht und Frieden schaffen“; durch beide sind Völker der Kultur u. s. w. gewonnen worden. Beispiele!

Aber beide können auch bedeutenden Schaden anrichten: Angriff und Überfall, Verrat und Verleumdung, Verwundung, Verwüstung, Schmerzen, Vernichtung. An Beispielen aller Art ist die Geschichte reich.

Schluß.

Wir sehen also, daß Zunge und Schwert sich sowohl in Gestalt und Eigenschaften als auch in ihren Zwecken und Wirkungen mit einander vergleichen lassen; beide haben viel Gutes gewirkt, aber auch viel Schaden angestiftet, und besonders letzteres muß uns eine Mahnung sein, beide vorsichtig und weise zu gebrauchen; denn oft heißt es: „Reden ist Silber, Schweigen aber Gold“ und „wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen“.

*4.

Blüten und Hoffnungen.

Einleitung.

„Hoffnung ist die Monatsrose,
„Deren Knospe viel verspricht,
„Doch die kurze, dauerlose
„Flatterblüte hält es nicht“ u. s. w.

Wie hier von Rückert, so werden die Hoffnungen oft von den Dichtern mit Blüten verglichen, und beide lassen sich in der That mit einander vergleichen

Einteilung:

1) in ihrer äußern Erscheinung, d. h.
   a. Anblick,
   b. Vorkommen;
2) in ihrer Fortentwickelung,
   a. ihre Freunde und Feinde,
   b. ihre Frucht.

Ausführung.

Blüten und Hoffnungen gleichen sich zunächst in ihrer äußeren Erscheinung, denn wie die Blüten durch ihre bunten und frischen Farben die Natur verschönen und einen freundlichen und angenehmen Anblick gewähren oder durch ihren Duft uns ergötzen, so verschönern die Hoffnungen die farblose Gegenwart, erfreuen durch ihre Betrachtung und lassen unser Leben in einem freundlicheren Lichte erscheinen.

Wie die Blüten besonders im Frühling erscheinen und hier besonders zahlreich sind, wie ferner die einzelnen zwar bald wieder vergehen, aber immer neue kommen und so das Blühen das ganze Jahr hindurch anhält, wie wir endlich im Winter uns schon auf die Blüten des nächsten Jahres freuen, so labt sich besonders die Jugend an Hoffnungen, bei ihr sind sie am kühnsten und maßlosesten, und obwohl die einzelnen Hoffnungsblüten bald abfallen, verläßt uns doch die Hoffnung das ganze

Leben hindurch nicht, ja sie erstreckt sich sogar über das Grab hinaus.

Blüten und Hoffnungen haben manche Freunde und Feinde, die sie in ihrer Fortentwickelung bald fördern, bald hemmen. Sonnenschein, Regen und milde Lüfte sind die Freunde der Blüten, Glück und Freude die der Hoffnungen; ihre Feinde sind einerseits Frost, Sturm und Wetter, Insekten u. a., andrerseits harte, widrige Geschicke, aber auch unsere Leidenschaften u. s. w.

Wie nur die kleinere Zahl der Blüten Früchte ansetzt und auch von diesen nur wenige zur Reife gedeihen, so werden auch die meisten unserer Hoffnungen vereitelt und nur wenige gehen in Erfüllung. Aber so wenig Blüten sich auch zu reifen Früchten entwickeln, so giebt es doch in jedem Jahre Früchte genug, die uns erfreuen, und ebenso giebt es trotz so vieler gescheiterter Hoffnungen auf Erden noch Glück und Erfolg genug.

Schluß.

Wir dürfen uns gewiß an Blüten und Hoffnungen erfreuen, denn wie jene die Natur verschönern und einen erfreulichen Anblick gewähren, so beleben die Hoffnungen unsern Geist, regen unsere Seelenkräfte vorteilhaft an und gewähren unserm Leben erst einen schönen Schein und einen eigenartigen Reiz.

---

*5.

Ruinen und Invaliden.

Einleitung.

Ruinen und Invaliden, welch ungleiches Paar! Wie sollte sich jene gewaltige Steinmasse, die da oben auf dem Gipfel des Berges thront und so anmutig von Büschen und Bäumen umgeben ist, mit jenem Manne vergleichen lassen, der dort gebückt und auf seinen Stock gestützt einhergehumpelt kommt? Und dennoch, je mehr wir die beiden einander gegenüberstellen, desto mehr Vergleichungspunkte werden wir finden. Sie gleichen sich aber hauptsächlich

Einteilung.

1) in Bezug auf ihren früheren,
2) in ihrem jetzigen Zustande.

Ausführung.

Wie herrlich prangte einst die Burg mit ihren Mauern und Türmen, Zinnen und Befestigungen! Welch bewegtes und doch geregeltes Leben herrschte in ihren Mauern! Besonders festlich glänzte die Burg, wenn frohe Feste in ihr abgehalten wurden u. s. w. Aber auch ernstere Ereignisse traten ein: die Burg wurde belagert oder die Mannschaft zog zum Kampfe hinaus. Der Streit war hart, aber siegreich. Erfolg.

Wie prächtig kleidete den Soldaten die schmucke Uniform! Waffen. Welch buntes, bewegtes und doch regelmäßiges Leben, „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr". Lustige Märsche, Manöver, glänzende Paraden. Auszug zum Kampfe, Sieg, Auszeichnungen.

Doch endlich kam der Tag, wo die Burg erobert und die Mauern gebrochen wurden. Allmählicher Verfall. Nun liegt sie in Trümmern, traurig und öde. Aber sie ist nicht verlassen, sondern wird viel besucht, denn

„Überm zerfallnen Haus
„Träumt die Geschichte,
„Webet das Immergrün
„Zarte Gedichte."

Der Soldat wurde eines Tages verwundet u. s. w. Jetzt ist er ein Greis, lahm und gebrochen. Aber jung und alt erfreut sich gern an seinen Erzählungen u. s. w.

Schluß.

Wie aus den Trümmern verfallener Burgen neues Leben sprießt und eine Fülle von Anregung von ihnen ausgeht, so sind uns auch jene Männer, die im Kampfe fürs Vaterland verwundet wurden, ein Antrieb u. s. w.

6.

Des Menschen Seele Gleicht dem Wasser.

Einleitung.

In „Mahomets Gesang“ hat Goethe die Vergleichung des Verlaufs eines bedeutenden Menschenlebens mit einem Stromlauf in anschaulicher Weise durchgeführt. Ein bedeutender Mensch, ein Genius, so schildert er, ist hohen, reinen Ursprungs, mit ursprünglichem Adel des Geistes geboren; tiefes Geheimnis ruht über seinen ersten Regungen in der frühesten Kindheit. Mit frischen Kräften tritt sodann der Jüngling in das Alter klaren Selbstbewußtseins; aber sein Streben ist noch ideal, himmelwärts gerichtet, seine ganze Thätigkeit noch spielend: doch selbst im Spiel bewährt sich seine geistige Überlegenheit über andere. In den ersten Mannesjahren beginnt er bereits sich der Welt segensreich zu zeigen, schöne Verhältnisse knüpfen sich an und drohen ihn auf einen engen Wirkungskreis zu beschränken. Indessen das tiefe Gefühl eines höheren Berufes läßt ihn den Lockungen widerstehen, und damit beginnt die Welt seine edlere Natur, seine höhere Bestimmung zu erkennen. Zuerst schließen sich in kleineren Kreisen untergeordnete Kräfte mitwirkend seinen Bestrebungen an, dann folgen immer weitere und weitere Kreise: von allen Seiten ergeht an ihn die Aufforderung, die Welt aus den Banden des Irdischen, des Gemeinen, zu erlösen, die Geister vom Staube zum Göttlichen zu erheben. Tausend Herzen, die von tiefer Sehnsucht nach dem Göttlichen erfüllt waren, aber am Staube haften blieben, sich ganz im Irdischen zu verlieren und sich in zwecklosem Treiben zu verflüchtigen drohten, erwarten von ihm die Befreiung aus den Fesseln des Irdischen. Und glänzend erfüllt er ihre Erwartungen: durch unaufhaltsames Erobern und schöpferische Thätigkeit auf den Gipfel der Macht und Herrlichkeit gelangt, gestaltet er die Welt um und erhebt die Menschen zum Göttlichen.

In gleicher Weise, wie diesen allegorischen Hymnus, hat man auch den „Gesang der Geister über den Wassern“, jene

schöne Ode, welche Goethe im Jahre 1779 nach Besichtigung des Staubbachs dichtete, gedeutet und gemeint, daß auch in dieser durch die verschiedenen Abschnitte die Jugendzeit, das Knaben- und das Jünglingsalter, sowie endlich das männliche Alter bezeichnet werde.

So viel aber diese Deutung auf den ersten Anblick für sich zu haben scheint, so legt sie doch dem Dichter etwas Fremdes unter; vielmehr wird hier des Menschen Seele im allgemeinen mit dem Wasserelemente verglichen, und von diesem Standpunkte läßt sich die Seele des Menschen mit dem Wasser vergleichen

Einteilung:

1) im ungestörten Verlaufe:
   a. während der Ausbildung,
   b. nach derselben: α) Bach oder Fluß — Gemütsruhe, β) See — Gedankentiefe;
2) in Bewegung und Erregung, bewirkt
   a. von außen (Klippen — Hindernisse),
   b. von innen: α) günstig, β) ungünstig.

Ausführung.

Die Seele des Menschen gleicht dem Wasser zunächst insofern, als beide oft einen ungestörten Verlauf nehmen. Das Wasser im leichten, spielenden Flusse, von dem es heißt:

„Strömt von der hohen,
„Steilen Felswand
„Der reine Strahl,
„Dann stäubt er lieblich
„In Wolkenwellen
„Zum glatten Fels,
„Und leicht empfangen
„Wallt er verschleiernd
„Leis rauschend
„Zur Tiefe nieder",

ist ein Bild der Seele, welche in ihrem Streben nach Vervollkommnung keine mächtigen Hindernisse findet und keine schweren Entbehrungen zu ertragen hat, sondern sich frei und fröhlich

entfalten darf. So hat sich Goethe entwickelt: ohne schwere Kämpfe mit unglücklichen Lebensschicksalen hat sich sein Geist allseitig und in schönster Weise entfaltet.

Aber auch in der ferneren Entwickelung gleichen sich Wasser und Menschenseele.

Denn wenn das Wasser als Bach oder Fluß „im flachen Bette" durch ein freundliches Wiesenthal dahinschleicht, so gleicht es der Menschenseele, welche, vielleicht nach manchen Kämpfen, lieblicher, freundlicher Ruhe und behaglichen Genusses sich erfreut.

Sammelt sich endlich der Bach oder Fluß oder breitet er sich aus zum glatten See, in welchem alle Gestirne ihr Antlitz weiden, so sehen wir in ihm ein Sinnbild einer großen und ruhigen Menschenseele, welche hohe und himmlische Gedanken und Empfindungen in sich hegt und dadurch auf ihre Umgebung belebend, verschönernd und segensreich wirkt.

Aber nicht alle Menschen erfreuen sich einer so ungestörten Entwickelung, nicht immer genießt der Mensch des Glückes und der Ruhe, sondern wird oft in Bewegung und Aufruhr versetzt. Denn wie das Wasser im ewigen Kreislauf begriffen ist, so daß es von ihm heißt:

„Vom Himmel kommt es,
„Zum Himmel steigt es,
„Und wieder nieder
„Zur Erde muß es,
„Ewig wechselnd",

so fühlt auch der Mensch infolge seiner Doppelnatur sein ganzes Leben hindurch, der eine mehr, der andere weniger, die Seele bald vom Irdisch-Gemeinen, bald vom Himmlisch-Hohen angezogen und beeinflußt.

Dieser Einfluß des Irdischen macht sich nun zuerst insofern geltend, als sich Hindernisse von außen zeigen. Wie das Wasser, wenn Klippen seinem Sturz entgegenragen, unmutig schäumt und mit Überwindung der Hindernisse stufenweise zum Abgrund strebt, so wird die Seele, wenn sie sich in ihren feurigsten Wünschen und Bestrebungen von außen gehindert und

gehemmt sieht, von Unmut ergriffen, läßt sich aber nicht in ihrem Streben aufhalten, sondern müht sich, jene Hemmnisse zu überwinden, und dringt, wenn auch mit Unterbrechungen, nach ihrem Ziele hin.

Ein Beispiel solchen durch äußere Schwierigkeiten gehinderten und doch zum schönen Ziele gelangten Strebens haben wir in Schillers Entwickelungsgange. Er hatte früh das strenge Wort gelesen, ja er hat sein ganzes Leben hindurch mit materieller Not und allerlei Hindernissen, mit Krankheit und Mißgunst zu ringen gehabt, aber nichts konnte ihn aufhalten, nichts überwinden, sondern mit Riesenschritten durchmaß er den Kreis des Wollens und Vollbringens und schwang sich nach und nach in stetiger Entwickelung („stufenweise") zum Höchsten und Herrlichsten empor.

Aber nicht nur von außen wird die Seele des Menschen beeinflußt, sondern auch von seinem eigenen Innern aus, und zwar kann diese Einwirkung eine günstige sein. Denn wie das Wasser, sei es Fluß oder See, von leichtem Winde sanft bewegt und lieblich gekräuselt wird, so wird die Seele des Menschen, wenn sie mit edlen Gesinnungen und Gedanken, mit sanften Gefühlen und erhabenen Ideeen erfüllt ist, ebenfalls angenehm erregt und getrieben. Und eine solche sanfte Erregung durch innere Gefühle und Empfindungen ist für den Menschen sehr heilsam und nützlich; denn

„Etwas fürchten und hoffen und sorgen
„Muß der Mensch für den kommenden Morgen:
„Daß er die Schwere des Daseins ertrage
„Und das ermüdende Gleichmaß der Tage
„Und mit erfrischendem Windesweben
„Kräuselnd bewege das stockende Leben."

Ohne dieselbe würde der Mensch nicht allein körperlich zu Grunde gehen, sondern vor allem geistig verkommen und einrosten und somit, da seine Fortentwickelung und Vervollkommnung in keiner Weise zunehmen könnte, seine Bestimmung vollständig verfehlen.

Wie endlich der Wind schäumende Wogen von Grund auf mischt und aufwühlt und über die Ufer hinaustreibt, so vermögen böse Gedanken und Empfindungen, finstere Pläne und Leidenschaften die Seele des Menschen in die furchtbarste Erregung zu versetzen und weit über die Grenzen des Erlaubten hinauszutreiben, ja vollständig zu zerrütten. In dieser Beziehung gilt daher besonders das Wort: „Sein Schicksal macht sich selbst der Mann“; denn wer seinen Leidenschaften keinen festen Damm entgegenzusetzen vermag, der wird bald ein Spielball derselben und durch sie unrettbar ins Verderben gezogen.

Schluß.

Wie das Wasser, so ist also auch des Menschen Seele infolge ihrer Doppelnatur manchen Veränderungen, manchen Einflüssen unterworfen, ja es ist wahr,

„Ein Rätsel ist des Menschen Herz,
„In ihm ist Seligkeit und Schmerz,
„Heut' ist's nicht, wie es gestern war,
„Und ewig bleibt es wandelbar“;

darum ergeht aber auch an uns die Aufforderung, uns durch kein Hindernis von außen mutlos oder verzagt machen zu lassen, sondern festzustehen im Kampfe mit den feindlichen Mächten des Lebens, festzustehen aber vor allem im Kampfe mit unseren eigenen Wünschen und Leidenschaften. Wohl ist dieser Kampf mit uns selbst der schwerste von allen, aber der Sieg über uns selbst ist auch der schönste Sieg; denn (sagt Paul Fleming):

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
„Befreit der Mensch sich, der sich überwindet!
„Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
„Dem ist die weite Welt und alles unterthan!“

---

*7.

Schicksal des Menschen, Wie gleichst du dem Wind!

Einleitung.

In dem „Gesang der Geister über den Wassern" vergleicht Goethe die Seele des Menschen mit dem Wasser. Nach ihm ist das leicht und spielend dahin fließende Wasser ein Bild der Seele, die in ihrer Entwickelung keine Hindernisse findet, sondern sich frei und fröhlich entwickeln darf, die sich freundlicher Ruhe erfreut und durch ihre hohen und edlen Gedanken und Empfindungen belebend, verschönernd und segensreich auf ihre Umgebung einwirkt. Das Wasser dagegen, das nur mit Gewalt sich seinen Weg bahnt oder vom Winde bis in seine Tiefen aufgeregt wird, gleicht der Seele, die trotz aller Hindernisse das vorgesteckte Ziel zu erreichen sucht oder durch böse Gedanken und Empfindungen, finstere Pläne und Leidenschaften bewegt und furchtbar aufgeregt wird. Am Schlusse des Gedichtes fällt dem Dichter gleichsam im Vorübergehen noch ein anderer Vergleich ein und er schließt daher mit den Worten: „Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!" Dieser Vergleich ist nicht weniger richtig als der erste, denn das Schicksal, mögen wir nun das von außen kommende Glück oder Unglück oder das durch unsere Wünsche und Leidenschaften herbeigeführte Geschick darunter verstehen, wirkt ebenso wie der Wind auf das Wasser

Einteilung:

1) günstig,
2) ungünstig auf die Entwickelung des Menschen ein
   a. durch zu lange Ruhe,
   b. durch Sturm.

Ausführung.

Wie das Wasser, sei es Fluß oder See, vom leichten Winde sanft bewegt und lieblich gekräuselt wird, so wird auch der

Mensch durch ein freundliches, sanft bewegtes Geschick in eine heilsame und nützliche Erregung versetzt, zur Anspannung seiner Kräfte, Talente und Fähigkeiten angetrieben, vor verweichlichender Unthätigkeit und schädlicher Sicherheit bewahrt, denn

„Etwas fürchten und hoffen und sorgen
„Muß der Mensch für den kommenden Morgen,
„Daß er die Schwere des Daseins ertrage
„Und das ermüdende Gleichmaß der Tage
„Und mit erfrischendem Windesweben
„Kräuselnd bewege das stockende Leben."

Wie Windstille teils ungünstig auf das Wasser selbst einwirkt, teils die Fortbewegung auf demselben hindert oder erschwert, so wirkt auch ein gänzlicher Mangel an Bewegung des Geschickes, sei es von innen oder sei es von außen, ungünstig auf den Menschen ein, denn ohne dieselbe würde der Mensch nicht allein körperlich zu Grunde gehen, sondern vor allem geistig verkommen und einrosten und somit, da seine Fortentwickelung gehindert und gehemmt würde, seine Bestimmung gänzlich verfehlen.

Wie endlich der Sturm das Wasser von Grund aus aufregt und wohl gar über seine Ufer hinaustreibt, so vermögen Leidenschaften und Begierden den Menschen in die furchtbarste Erregung zu versetzen, ja weit über die Grenzen des Erlaubten hinauszutreiben und selbst ins Unglück zu stürzen. Ebenso können Schicksalsschläge den Menschen erfassen und ins Verderben bringen.

Schluß.

Wie das Dampfschiff trotz Windstille und Sturm meist wohlbehalten an seinen Bestimmungsort gelangt, so wird auch unser Lebensschifflein sicher sein Ziel erreichen, wenn wir eine treibende Kraft in uns haben, die uns hindert, im Glücke träge und schlaff zu werden, im Sturm das Steuer aus der Hand zu verlieren. Eine solche Kraft ist fester Mut und Gottvertrauen, denn

„Wer Gott vertraut und seinem Rat,
„Hat Leib und Seele wohl bewahrt."

8.

Mit welchem Rechte nennt man die Sparsamkeit eine Tugend, den Geiz ein Laster?

Einleitung.

Sparsamkeit und Geiz wachsen gleichsam auf einem Stamme: denn sie entspringen beide aus demselben Streben und Verlangen des Menschen, nämlich aus dem Streben nach Besitz aller derjenigen Dinge, welche als Mittel dienen zur Erhöhung unseres Wohlseins und zum Genuß, und aus dem Wunsche, der Zukunft und ihren möglichen Anforderungen unbesorgt ins Auge schauen zu können. An sich liegt mithin in diesem Streben durchaus kein Unrecht, ja es ist sogar nützlich und notwendig, denn auf ihm beruht die ganze Kulturentwickelung der Menschheit: ohne das Verlangen nach Behaglichkeit und Genuß hätten wir keine Vervollkommnung der Baukunst, des Handwerks und der technischen Künste, keine Erfindungen und Entdeckungen, keine schönen Künste und keine Wissenschaft, welche durch ihren Inhalt Geist und Herz erfreuen oder durch ihre Formen der Phantasie und den Sinnen schmeicheln und gefallen wollen.

Indessen giebt es verschiedene Grade dieses Strebens, und es gilt in dieser Beziehung so recht das Wort des Horaz (Satiren I, 1, 106—107):

„Est modus in rebus, sunt certi denique fines,
„Quos ultra citraque nequit consistere rectum.“

Nur der Sparsame hält die rechte Mitte zwischen dem Zuwenig und Zuviel und erreicht daher fast stets das erhoffte Ziel. Wer dagegen die irdischen Güter zu gering schätzt, verfällt in Sorglosigkeit, Trägheit und Müßiggang oder, was noch schlimmer ist, in Verschwendung mit ihren mancherlei Gefahren und Fehlern und geht zuletzt körperlich und sittlich zu Grunde. Wer andrerseits die irdischen Güter zu hoch anschlägt, den ergreift die Habsucht und endlich der Geiz, um ihn vollständig zu beherrschen und ins Verderben zu stürzen; denn das Geld ist ein guter

Diener, aber ein schlimmer Herr. Trotzdem also beide den Menschen ins Verderben führen, so besteht doch zwischen Geiz und Verschwendung immer ein gewisser Unterschied; denn der Verschwender bringt doch wenigstens sein Geld unter die Leute und schadet im Grunde nur sich selbst, der Geizhals dagegen ist gemeinschädlich; denn er entfernt das Erworbene gleichsam aus der Welt, macht es tot und unfruchtbar.

Demnach stehen sich also besonders Sparsamkeit und Geiz als Gegensätze gegenüber, und man hat geradezu behauptet, die Sparsamkeit sei eine Tugend, der Geiz ein Laster. Daß diese Behauptung berechtigt ist, wird uns eine Vergleichung derselben lehren und zwar

Einteilung:

1) in Bezug auf den Erwerb der Güter, nämlich
   a. den Beweggrund: der Sparsame sucht Mittel für die Zukunft — der Geizige bloßen Besitz;
   b. die Art des Erwerbens: der Sparsame wendet nur redliche Mittel an — der Geizige jedes Mittel;
2) in Beziehung auf die Anwendung des Erworbenen:
   a. für sich: α) Nahrung und Kleidung: beim Sparsamen reichlich, ohne Prunk — beim Geizigen karg und schmutzig; β) Wohnung: beim Sparsamen nett und freundlich — beim Geizigen dürftig und traurig;
   b. im Verhältnis zu anderen: der Sparsame ist wohlthätig und darum geachtet — der Geizige mißtrauisch und unbarmherzig, darum verachtet.

Ausführung.

Der Sparsame und Geizige unterscheiden sich wesentlich schon in der Art und Weise, wie sie Güter zu erwerben suchen, und zwar zunächst in Bezug auf den Beweggrund.

Der Sparsame hält seine Güter zusammen und sucht die Ausgaben möglichst zu beschränken, um sich durch dies Zurate-

halten seiner Mittel die Zukunft zu sichern und zur rechten Zeit, sei es für sich und die Seinigen, sei es für Dürftige und Notleidende, von den Ersparnissen Gebrauch machen zu können.

Der Geizige dagegen wird nur getrieben von der Begierde zu besitzen; darum sucht er nicht nur seine Ausgaben zu beschränken, sondern möglichst jede Ausgabe zu vermeiden und auf diese Weise Gut auf Gut zu häufen. Den Genuß des Erworbenen, der ihm anfangs wohl als Ziel vorschwebte, verschiebt er von Tage zu Tage, von Jahr zu Jahr, und obwohl er schon im Überfluß schwimmt, quält ihn doch die Sorge um das tägliche Brot, durch jede noch so kleine Ausgabe fürchtet er an den Bettelstab zu kommen. Daher heißt es von ihm mit Recht:

„So mancher schwimmt im Überfluß,
„Hat Haus und Hof und Geld,
„Und ist doch immer voll Verdruß
„Und freut sich nicht der Welt:
„Je mehr er hat, je mehr er will;
„Nie schweigen seine Sorgen still!"

Aber auch die Art des Erwerbens ist bei beiden verschieden.

Der Sparsame bedient sich lediglich redlicher Mittel. Er geht von einer richtigen Schätzung der irdischen Güter aus, und darum hält er alles, auch das kleinste, sorgfältig zu Rate. Nichts sieht man bei ihm zu Grunde gehen, was noch in irgend einer Weise brauchbar ist; denn er weiß, „wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert." Diese weise Benutzung aller Dinge ist seiner Ansicht nach der einzige Weg zum Wohlstande, jede unrechtmäßige Art, sich zu bereichern, „falsche Ware oder Handel", Übervorteilung des Nächsten und dergl. haßt und verabscheut er auf das tiefste. So steuert er zwar langsam, aber sicher dem ersehnten Ziele, der Begründung und Sicherung seines Wohlstandes, entgegen. Der Geizige dagegen fragt nicht danach, auf welche Weise er seine Schätze vermehren kann: ihm ist jeder Weg recht, um zum Besitz zu gelangen. Er benutzt also die Dinge und Gegenstände nicht nur, sondern er nutzt sie übermäßig ab und aus. Was aber

schlimmer ist: er verschmäht auch kein Mittel, nicht Unredlichkeit, nicht den schmutzigsten Wucher, selbst nicht Betrug, um seine unedle Leidenschaft zu befriedigen. Daher kommt es aber auch, daß er nicht selten seine unlauteren Absichten vereitelt sieht.

Wir werden es schon nach der Betrachtung dieses ersten Punktes berechtigt finden, wenn die Sparsamkeit als eine Tugend, der Geiz dagegen als ein Laster bezeichnet wird. Denn während jene aus den besten und edelsten Trieben hervorgeht und der Sparsame nur moralisch und gesetzlich erlaubte, ja gebotene und fast nie versagende Mittel anwendet, entspringt der Geiz aus den einseitigsten und schändlichsten Beweggründen, aus Eigennutz und Feigheit, und der Geizhals scheut sich auch nicht, zur Befriedigung dieser Leidenschaft die schlechtesten und selbst unerlaubte Mittel in Anwendung zu bringen.

Nicht minder sind der Sparsame und der Geizige in der Anwendung der erworbenen Güter grundsätzlich von einander verschieden und zwar sowohl in der Anwendung für die eigene Person und die Angehörigen als auch für andere.

Der Sparsame kleidet sich und die Seinigen möglichst einfach und bescheiden, aber stets reinlich und seinem Stande angemessen. Und wie in der Kleidung, so ist er auch im Essen und Trinken einfach und mäßig. Zwar Mangel duldet er nicht, weder bei sich und den Seinigen, noch bei den Dienstboten, aber ebenso wenig unnötigen Aufwand oder gar Üppigkeit. Darum vermeidet er auch alle Vergnügungen und Gesellschaften, welche ihn nur zu übermäßigen und unnützen Ausgaben verleiten könnten, und findet sein größtes Vergnügen im Umgang mit seiner Familie. Sollte es sich aber dennoch hier und da nicht vermeiden lassen, daß er an einer Lustbarkeit, einem Gastmahle, teilnimmt, so läßt er lieber etwas von seiner sonstigen Strenge und Eingezogenheit nach, als daß er sich filzig und knauserig zeigte.

Der Geizige dagegen ist schlecht, ja schmutzig gekleidet; denn er fürchtet sonst seinen Reichtum zu verraten. Ebenso

hält er seine Angehörigen, wenn er deren hat — denn aus Furcht vor den Ausgaben bleibt der Geizige meist unverheiratet — ärmlich und knapp. Nicht besser steht es mit der Nahrung. Die Angst vor der Verminderung seines Besitzes verleidet dem Geizigen die Lust am Essen; er zählt sich und seiner Umgebung mit Kummer und Besorgnis die Bissen in den Mund und darbt lieber, um nur ja die Vermehrung seines Reichtums nicht aufzuhalten. Vergnügen kennt er natürlich gar nicht oder sucht es nur dann auf, wenn es auf Kosten anderer geht.

Wie reinlich und sauber sieht es in der Wohnung des Sparsamen aus! Nichts ist überflüssig, aber es fehlt auch nichts; für alles ist weise gesorgt; alles ist an seinem Platze, alles ist zierlich, sauber, ordentlich, freundlich und behaglich ohne Pracht. Welche Wohnung hat dagegen der reiche Geizhals! Eine alte Hütte, welche dem Einsturz nahe ist, dient ihm zum Aufenthalte; nur die Thür ist fest und stark, mit guten Schlössern versehen, und die Fenster sind mit starken Eisengittern bewahrt. Im Innern des Hauses herrscht Dürftigkeit und Mangel, Schmutz und Unreinlichkeit, und durch die kleinen, staubbedeckten Fenster fällt nur spärliches Licht. Trotzdem ist dies Haus des Geizhalses liebster Aufenthalt; denn hier kann er ungestört in seinen Kisten und Kasten wühlen und sein Geld zählen. — Zum Lager dient ihm ein elender, schmutziger Strohsack; denn was braucht er mehr? Flieht doch der Schlaf beständig sein Lager, weil er bei jedem Geräusche entsetzt auffährt und die Schlösser und Riegel untersucht, ob sie gut verwahrt sind.

Endlich vergleichen wir den Sparsamen und Geizigen in ihrem Verhalten nach außen hin. Wie der Sparsame gegen seine Angehörigen zwar streng, aber freundlich und selbst freigebig ist, wenn es die Verhältnisse und die Ordnung gestatten, so erscheint er auch nach außen hin stets zuvorkommend, bereitwillig und wohlthätig. Wohlzuthun und mitzuteilen, das ist seine größte Lust, und die beste Befriedigung findet er in den strahlenden, dankbaren Gesichtern der Beschenkten, die ihn mit

ihren Segenswünschen begleiten. Frei blickt er um sich und braucht sich vor keinem Menschen zu schämen oder zu scheuen; denn sein Wandel liegt klar und offen vor aller Augen da, und die allgemeine Achtung seiner Mitbürger ist der schönste Lohn für seine Tugend.

Ist der Geizige schon gegen sich und die Seinigen hart und knauserig, so ist er gegen Fremde mißtrauisch, unerbittlich, ja unbarmherzig. (Shylock in Shakespeare's „Kaufmann von Venedig".) Er ist entzückt, wenn man sein Treiben als Sparsamkeit bezeichnet; sobald aber jemand mit einer Bitte an ihn herantritt, zieht er sich kalt, frostig und mißtrauisch zurück; denn er meint, jeder habe ein Auge auf seine Schätze geworfen. Er ist aber nicht nur voll Mißtrauen, sondern auch das Laster des Neides, der Mißgunst, des Hasses und der Schadenfreude sind bei ihm eingezogen, kurz sein Kopf ist verdunkelt, sein Herz erkaltet, jedes feinere geistige und edlere Gefühl ist in ihm erstorben. (Molière, L'avare.) Was kümmert es ihn, wie seine Nebenmenschen über ihn denken; mögen sie ihn hassen oder verachten, wenn nur seine Habe sich beständig vermehrt und zunimmt. Dann spricht er mit dem Geizigen bei Horaz (Satiren, I, 1, 66—67):

„— populus me sibilat, at mihi plaudo
„Ipse domi, simulac nummos contemplor in arca."

Schluß.

Wir sehen also, daß in Wahrheit die Sparsamkeit eine Tugend, der Geiz ein Laster ist; denn jene ist nicht nur selbst eine gute und vorteilhafte Eigenschaft, sondern hat auch eine ganze Reihe der schönsten Tugenden im Gefolge, wie Wohlthätigkeit und vor allem Nächstenliebe, während der Geiz stets ein Beweis kleiner Seelen ist, weder für den einzelnen noch für die Gesamtheit etwas taugt und außerdem die schändlichsten, verachtungswertesten Laster mit sich führt.

Nur eine Art von Geiz ist gut und wünschenswert; der Geiz mit der Zeit, ja dieser ist das wirksamste Gegenmittel gegen den Geiz selbst; denn wer die Flüchtigkeit der Zeit und

die Vergänglichkeit alles Irdischen kennt und beherzigt, der wird nicht den Genuß des Erworbenen auf unbestimmte, ferne Zukunft verschieben, sondern von seinen Gütern einen weisen und sowohl für sich als für andere Menschen ersprießlichen Gebrauch machen, eingedenk des Rückertschen Spruches:

„Wer einen Tag der Welt nicht nützt, hat ihr geschadet,
„Weil er versäumt, wozu ihn Gott begnadet.“

9.

Weshalb ist das Erhalten schwerer als das Erringen?

Einleitung.

Wie mancher Gelehrte, der sich durch seine ausgezeichneten Werke einen berühmten Namen erworben hatte, sah nach kurzer Zeit seinen Ruhm schwinden, seinen Namen verdunkelt oder gar vergessen. Mancher, der seine ganze Kraft daran gesetzt hatte, zu Vermögen und Reichtum zu gelangen, sah sich wenige Jahre nach Erreichung seines Zieles wieder in bescheidenen Verhältnissen, wenn nicht gar in Elend und Dürftigkeit. Glänzende Reiche, welche durch die Tüchtigkeit und Tapferkeit von Völkern und Fürsten gegründet waren und gleichsam für die Ewigkeit geschaffen schienen, sind doch nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zerfallen.

Dies nimmt uns auf den ersten Blick entschieden wunder; denn es scheint doch weit mehr Anstrengung, Mühe und Kraft zu erfordern, Güter, seien es materielle oder ideale, zu erringen, als das Errungene zu genießen und sich im Besitze desselben zu erhalten. Aber dennoch ist dies keineswegs der Fall, vielmehr ist es weit schwieriger zu erhalten als zu erringen. Es liegt dies zunächst ja schon in der Unbeständigkeit alles Irdischen, von welcher Schiller im Siegesfeste (Schlußstrophe) singt:

„Rauch ist alles ird'sche Wesen;
„Wie des Dampfes Säule weht,
„Schwinden alle Erdengrößen,
„Nur die Götter bleiben stät“;

aber es hat auch noch besondere Gründe, und diese liegen

Einteilung:

1) in den Besitzenden selbst
   a. leiblich: Kraft — Erschöpfung,
   b. geistig, d. h. α) Verstandeskraft, β) sittliche Kraft;
2) außerhalb:
   a. Menschen: Neid, Mißgunst,
   b. Verhältnisse: Unglücksfälle u. s. w.

Ausführung:

Die Alten schrieben den Wechsel des Geschickes, wobei auf das höchste Glück der tiefste Fall folgt, dem Neide der Götter zu, welche des Lebens ungemischte Freude keinem Irdischen zu teil werden lassen, sondern gern zum Glück den Schmerz verleihen. Allein es ist nicht sowohl der Neid der Götter, welcher den Menschen von seiner Höhe herabstürzt, als vielmehr die eigene Schuld des Besitzenden.

Durch eine geeignete, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Thätigkeit wird zunächst die Körperkraft entwickelt und erhöht, alle Sehnen spannen sich an, und der Körper erträgt leicht und gern alle Entbehrungen, bis das ersehnte Ziel erreicht ist. Wie leicht aber läßt nach der Erlangung des Erstrebten die körperliche Spannkraft nach, wie leicht tritt an die Stelle der früheren Kraft Erschöpfung und Unfähigkeit!

Beispiel: Hannibal vor und nach der Schlacht bei Cannä.

Ebenso ist es auf geistigem Gebiete. Während der Kampf, das Streben nach dem Besitz, die geistige Spannkraft aufrecht erhält, zum beständigen Nachdenken, zur Wachsamkeit und zur klugen Benutzung aller sich darbietenden Umstände zwingt, kurz alle geistigen Fähigkeiten wach ruft, tritt mit der Beendigung des Kampfes und Strebens nicht selten eine geistige Schlaffheit und Gedankenlosigkeit, Sorglosigkeit und träge Ruhe ein, welche leicht die errungenen Vorteile wieder aus den Händen verliert.

Beispiele: Pompejus nach Besiegung des Mithridates. — Die Feinde Friedrichs des Großen im siebenjährigen Kriege.

Es gehören aber öfter auch ganz andere Geisteskräfte und Fähigkeiten zum Erhalten, als zum Erwerben; es kann z. B. jemand ein ausgezeichneter Feldherr und Eroberer sein und dennoch zum Staatsmann und Regierer nicht taugen. So hatte die Natur den Marius wohl zum Kriegsmanne, aber nicht zum Politiker geschaffen u. s. w.

Während endlich das Erringen von Gütern auch moralisch günstig auf den Menschen einwirkt, indem es Mut und Ausdauer, Selbstvertrauen und Charakterfestigkeit, Mäßigkeit und Geduld, kurz eine Reihe trefflicher Tugenden erweckt, so verführt der Besitz leicht zu ebenso viel Fehlern und Untugenden, besonders zu Hochmut und Übermut, zu Unmäßigkeit und Habsucht, zu Schwelgerei und Üppigkeit, zu Rücksichtslosigkeit und Stolz.

Beispiele: Cäsar und Wallenstein. — Das Römerreich. — Napoleon I.

Aber es liegt nicht nur an dem Besitzenden selbst, daß das Erhalten schwieriger ist als das Erringen, sondern es hat auch äußere Gründe.

Der Ringende und Strebende findet überall gute Menschen, welche ihn entweder vor Gefahren und Fehlern warnen oder ihm selbst mit der That zur Seite stehen. Der Besitzende dagegen ruft schon durch sein Glück Neid, Mißgunst und Feindschaft bei andern hervor.

Zahlreiche Beispiele hierfür hat besonders die Geschichte der Athener aufzuweisen, welche allemal die verdienstvollsten und mächtigsten Männer aus dem Staate verbannten: konnte doch selbst ein Mann wie Aristides dem Neide seiner Mitbürger nicht entgehen. — Der Ruhm manches tüchtigen Gelehrten ist durch feindliche Angriffe übelwollender Gegner vernichtet worden. — Preußen und Deutschland in den Jahren 1807, 1866 und 1870.

Dem Strebenden und Ringenden, welcher stets auf alle Fälle gerüstet und vorbereitet ist, kommt jeder Zufall zustatten: denn den glücklichen versteht er klug und geschickt zu seinem Vorteil zu benutzen, der unglückliche aber giebt ihm eine Lehre und Mahnung,

künftig vorsichtiger oder mutiger zu Werke zu gehen. Bei dem Besitzenden dagegen fallen glückliche Zufälle entweder vollständig fort oder sie sind selten und von geringer Bedeutung; dafür aber bedrohen ihn von allen Seiten Unglücksfälle und Gefahren.

Der Bankerott eines bedeutenden Handelshauses, der Untergang eines mit kostbaren Waren beladenen Schiffes oder ein unglücklicher Krieg können den mühsam erworbenen Besitz des vermögenden Mannes zerstören, Feuer oder Wasser seinen Wohlstand zu Grunde richten, und wohl demjenigen, von welchem man wenigstens sagen kann:

„Einen Blick
„Nach dem Grabe
„Seiner Habe
„Sendet noch der Mensch zurück —
„Greift fröhlich dann zum Wanderstabe;
„Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
„Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
„Er zählt die Häupter seiner Lieben,
„Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt."

Der allgemein geachtete und gesuchte Arzt kann durch einen einzigen unglücklichen Zufall sein ganzes Ansehen verlieren. — Die spanische Armada. — Die große Armee Napoleons I., welche seine Machtstellung nur befestigen sollte, hatte im Sommer 1812 mit ungewöhnlich großer Hitze und im Winter mit der früh eintretenden Kälte zu kämpfen; infolgedessen erlag sie:

„Von Glut versengt, von Frost erstarrt,
„In Sturm und Eis und Schnee verscharrt,
„Mit Mann und Roß und Wagen —
„So hat sie Gott erschlagen";

und damit sank der Glücksstern Napoleons vollständig. — Wie oft hat endlich der Tod verdienstvolle Männer gerade dann aus dem Leben abgerufen, wenn sie im Begriff waren, sich des Errungenen zu erfreuen, dasselbe zu befestigen und recht fruchtbar zu machen! So ging das gewaltige Reich, welches Alexander der Große durch seine Kraft und Tüchtigkeit geschaffen hatte, nach seinem allzufrühen Tode schnell wieder in Trümmer.

Schluß.

Allerdings sind wir demnach stets von Gefahren umgeben, welche unser Glück bedrohen; denn nicht nur „die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand", sondern es giebt auch wenige Menschen, welche beim Anblick fremden Glückes ein Gefühl des Neides und der Mißgunst unterdrücken können; aber

„Der Mensch ist manchmal Meister seines Schicksals.
„Nicht durch die Schuld der Sterne —
„Durch eigne Schuld nur sind wir Schwächlinge!"
(Shakespeare. Julius Cäsar.)

10.

Der Nutzen des Meeres.

Einleitung.

Homer nennt das Meer das „unfruchtbare", und er hat in gewisser Beziehung recht; denn z. B. gegenüber der „nahrungsprossenden" (πολύφορβος) Erde ist das Meer in Wahrheit ein Ort, wo „nichts zu ernten ist" (ἀτρύγετος). Diese äußere Unfruchtbarkeit des Meeres verbunden mit seiner Gefährlichkeit hat sogar manche Völker, z. B. die Chinesen, mit einer gewissen Abneigung gegen die wüste und verderbenbringende Fläche erfüllt und sie lange Zeit vom Betreten derselben ferngehalten. Indessen hat dieses Fernbleiben vom Meere nirgends gute Früchte getragen, und es ist z. B. die chinesische Civilisation eine durchaus eigentümliche geblieben und im Laufe der Jahrhunderte fest und starr geworden, und als China später von Fremden erobert wurde und endlich seit dreihundert Jahren selbst mit den Europäern in Berührung kam, war das verknöcherte Wesen des Volkes keiner Auffrischung mehr fähig. Alle diejenigen Völker dagegen, welche bereitwillig die Gelegenheit benutzten und frisch hinausfuhren in die weite See, haben daraus den entschiedensten Nutzen gezogen und die günstigste Förderung ihrer Kulturentwickelung erfahren.

So steht denn heute die hohe volkswirtschaftliche und kulturgeschichtliche Bedeutung des Meeres unbedingt fest, und

es ist daher interessant und belehrend, den Nutzen des Meeres in seinen verschiedenen Beziehungen nachzuweisen. Er ist aber

Einteilung:

1) ein unmittelbarer, und zwar
   a. durch die Erzeugnisse,
   b. durch die Tierwelt,
   c. durch Beeinflussung des Klimas;
2) ein mittelbarer
   a. für die Anwohner,
   b. im allgemeinen.

Ausführung.

Das Meer hat zunächst einen unmittelbaren Nutzen, indem es den Menschen mancherlei Gaben liefert, welche das Festland nicht bieten kann.

Vielfach wird an den Ufern durch Verdampfung des Meerwassers auf weiten geschlossenen Flächen (Salzgärten) Kochsalz gewonnen, und nach Abscheidung des letzteren liefert die Mutterlauge noch andere Salze, zuletzt das Brom. Seesalz wird auch zu Bädern benutzt und ersetzt mehr oder weniger das direkte Seebad, welches, wie die Seeluft, zu den gepriesensten Heilmitteln gehört. Aus der Asche mancher Tangarten gewinnt man Jod und verschiedene Kalisalze. Andere Tange dienen der Küstenbevölkerung vieler Länder als Nahrungsmittel, einige werden wenigstens als Viehfutter oder Dünger benutzt, und manche sind geschätzte Heilmittel oder für die Technik wichtig. Endlich verdient der Bernstein und das zum Polstern benutzte Seegras Erwähnung.

Größer als der Nutzen der Meeresprodukte ist aber derjenige, welchen das Tierreich gewährt. Zuerst kommen hier die Seetiere im eigentlichen Sinne in Betrachtung. Die Jagd auf Waltiere beschäftigt viele Flotten und ist für die Ausbildung der Schiffahrt von hohem Belang gewesen; sie liefert besonders Fischbein und Thran. In noch höherem Grade beeinflußt die Großfischerei die Wohlfahrt der Völker; denn sie

liefert bis ins Binnenland hinein beliebte und billige Nahrungsmittel und wird besonders durch den Fang der Schellfische, der Heringe und Stockfische nationalökonomisch wichtig. Neben den zahlreichen Fischen spielen die Schildkröten, die Krustentiere, wie Hummern u. a., die Mollusken, wie Austern und andere Muscheln, die Kopffüßer und Seeigel eine untergeordnete Rolle, da sie meist nur als Luxusnahrungsmittel in den Handel kommen. Seehunde liefern noch Leder, mehrere Säugetiere geben eine Art Elfenbein, der Pottwall das Wallrat und die Ambra. Wichtiger sind die Perlen und Edelkorallen und noch mehr die Badeschwämme; auch die Perlmuschel und ähnliche Schalen von Seemuscheln finden Verwendung, während die massenhaft am Strande gesammelten Schalen und hier und da selbst die Korallen wie Kalk gebrannt werden.

Will man auch die Vögel zu den Seetieren rechnen, so ist der Daunen, der Eier, der eßbaren Nester und des Fleisches derselben, aber auch des Guano zu gedenken.

Zu dem unmittelbaren Nutzen muß man endlich auch den Vorteil rechnen, welchen die Anwohner des Meeres durch den Einfluß desselben auf das Klima genießen.

Allerdings benehmen die reichlichen Wolken und Nebel, welche das Meer entsendet, den Bewohnern oft wochenlang den Anblick der Sonne und der reinen Himmelsbläue und dämpfen im Sommer die Wirksamkeit der wärmenden Sonnenstrahlen, aber sie verhindern auch, indem sie wie ein Schirm zwischen der erwärmten Erde und dem kalten Himmelsraum sich ausbreiten, die Ausstrahlung der Wärme gegen diesen in den langen Winternächten und wirken dadurch erhöhend auf die Temperatur der kalten Jahreszeit. Je weiter wir uns also vom Meere entfernen, desto mehr nehmen Nebel und Wolken ab, desto reiner, leuchtender werden Himmel und Sonne, desto heißer die einzelnen Tage und der Sommer, desto kälter aber auch die Nächte und der Winter. Und dieser Gegensatz zwischen ozeanischem und kontinentalem Klima wirkt zunächst unmittelbar auf die Verbreitung der Pflanzen und Tiere ein. In Orenburg (52°

nördlicher Breite) z. B. gedeihen Melonen und Arbusen im Freien, aber nach Buchen oder Obstbäumen sieht man sich vergeblich um: der kalte Winter läßt sie nicht aufkommen. Mit Stolz nennt dagegen der Irländer sein Vaterland (52 bis 55° n. Br.) „das grüne Erin", und nirgends wuchert z. B. der Epheu so üppig, als in Irland, wo fast keine Ruine ohne einen solchen Schmuck dasteht. Die Buche gedeiht in Norwegen infolge des ozeanischen Klimas noch bis Christiania (60° n. Br.), in Rußland dagegen hat sie ihre Polargrenze bereits am Asowschen Meere (48° n. Br.). Der klimatische Einfluß des Meeres erstreckt sich aber auch auf die menschlichen Verhältnisse. Welcher Gegensatz wird z. B. unter der ländlichen Bevölkerung derjenigen Länder bestehen, wo das Vieh das ganze Jahr hindurch im Freien gehalten werden kann, und derjenigen, wo man für winterliche Vorräte sorgen muß! Wie ganz anders wird sich die Handelsthätigkeit in denjenigen Häfen gestalten und entwickeln können, welche das ganze Jahr hindurch geöffnet, als in denjenigen, welche während des langen Winters durch Eis blockiert sind! So ist z. B. der Hafen von Petersburg vom Oktober bis April geschlossen, während der Hafen von Hamburg durchschnittlich nur etwa 42 Tage jährlich unzugänglich ist. Welche Vorteile genießt endlich besonders der Arbeiterstand in Ländern ozeanischen Klimas, wo die milde Wintertemperatur fast das ganze Jahr hindurch Arbeit im Freien und damit Erwerb und Unterhalt gestattet, während in den Ländern des kontinentalen Klimas mit Eintritt des Winters auf die Zeit hastiger Erregtheit im Sommer eine lange Zeit der Unthätigkeit folgt! — Endlich darf der Nutzen nicht übersehen werden, welchen die Anwohner der See dadurch haben, daß alljährlich Tausende und aber Tausende an die Küsten des Meeres eilen, um in der gesunden und stärkenden Seeluft und dem heilkräftigen Seewasser Erholung, Stärkung und Gesundheit zu erlangen.

Außer dem mannigfaltigen unmittelbaren Nutzen gewährt das Meer aber auch nicht unbedeutenden mittelbaren

Vorteil, der zunächst den Anwohnern des Meeres zu gute kommt. Die Anwohner der See sind meist kräftige, gedrungene Gestalten, abgehärtet gegen Wind und Wetter, immer thätig und zu allen Verrichtungen geschickt.

Ebenso wirkt der Einfluß des Meeres auch auf den Charakter der Meeresanwohner günstig ein, indem es Mut, Ausdauer und Unternehmungsgeist in ihnen erweckt; müssen sie doch jeden Augenblick gefaßt sein, den Kampf mit dem wilden Elemente aufzunehmen, und stets kaltes Blut und Überlegung zeigen, während andrerseits die weite, freie Fläche zu Unternehmungen geradezu auffordert. In weiterer Folge erweckt der Umstand, daß sie beständig von Gefahr umringt und dabei vielfach auf fremde Hilfe angewiesen sind, in den Anwohnern der See das Gefühl der Zusammengehörigkeit, sowie die Geneigtheit, anderen in Not und Gefahr beizustehen, während die Bewegung auf dem unbegrenzten Raume gleichzeitig die Liebe zur Freiheit hervorruft und stärkt.

Indessen erstreckt sich der mittelbare Einfluß des Meeres nicht nur auf die Anwohner desselben, sondern macht sich auch im Verkehr der Menschen bemerklich. Während in früheren Zeiten das Meer Länder und Völker trennte, ja eine fast unübersteigbare Kluft bildete — Amerika und Australien blieben doch eben nur aus dem Grunde den Völkern Europas so lange Zeit unbekannt, weil sie das Meer von denselben trennte —, so hat je länger, je mehr das Meer einen überaus günstigen und fördernden Einfluß auf den Verkehr der Menschen auszuüben begonnen und ist im Gegenteil ein vorzügliches Verbindungsmittel zwischen den entferntesten Ländern und Völkern geworden, mit welchem selbst die Eisenbahnen trotz aller Schnelligkeit nicht zu wetteifern vermögen; denn das Meer bietet einerseits den Menschen das billigste Verkehrsmittel, indem man auf demselben ohne weiteres nach allen Richtungen freie und fertige Wege findet, andrerseits ist es auch das leichteste und einfachste, indem es mit der größten Leichtigkeit die ungeheuersten Lasten trägt und zugleich infolge seiner internationalen Ange-

hörigkeit keine von den Schwierigkeiten kennt, welche der Verkehr zu Lande nur gar zu vielfach aufzuweisen hat. Wie hätte z. B. England ohne den freien Verkehr zur See sich zum Herrn von Indien machen, ja überhaupt eine welthistorische Bedeutung gewinnen können?

Endlich haben wir noch den kulturhistorischen Nutzen des Meeres zu betrachten.

Wohl ist der Ackerbau der Ursprung aller Civilisation; denn der Ackerbauer befreundet sich wahrhaft mit dem Boden, von dem sein Wohl und Wehe abhängt; er ist zähe und ruhig, wie das Land, das er bebaut, aller Veränderung abhold. Mit Beharrlichkeit setzt er der zerstörenden Kraft der Elemente, der Widerwilligkeit der Natur seine gleichmäßige Thätigkeit entgegen, die endlich zum Ziele führt. Diese starken Eigenschaften sind sicher der Kulturentwickelung sehr förderlich; das Beispiel der Chinesen aber zeigt uns, wohin eine solche Einseitigkeit in der Entwickelung führen kann.

Gegen diese Einseitigkeit der Ackerbauer bietet nun die Beweglichkeit der Seefahrer das geeignetste Gegenmittel, und nur an denjenigen Erdstellen hat sich die Kultur wirklich erfreulich und dauernd zu entwickeln vermocht, wo große, dem Ackerbau günstige Ebenen hinausschauten auf das offene Meer, auf benachbarte Inseln und Inselreiche. Hier sammelten sich die Bevölkerungen am zahlreichsten, weil sich einerseits in den ebenen Gefilden der Ackerbau am besten entwickelte und andrerseits gegen die benachbarten Häfen der Handel richtete, um die Erzeugnisse des Binnenlandes gegen fremde Produkte auszutauschen; zugleich lernten dadurch die Menschen ihre Mitmenschen kennen und Ideeen mit Ideeen vertauschen. Darum liegen fast alle großen Städte auf dem Punkte der Berührungszone des Meeres mit den ackerbautreibenden Gegenden: hier häuften sich die Menschen an, weil eben hier sich die großen Interessen der Menschheit vereinigen, weil hier die seßhaften, ruhigen und so regelmäßig lebenden Ackerbauer in unmittelbare Berührung mit den beweglichen, thätigen, Abenteuer liebenden Anwohnern des

Meeres treten und beide sich gegenseitig auf das günstigste beeinflussen.

Das treffendste Beispiel für unsere Behauptung ist Griechenland mit seinem vielgestalteten Küstenumrisse, der überall wie vom Meere aufgelockert erscheint, wo der Reichtum hoher, weithin sichtbarer Landmarken und zahlreich verstreuter Inseln den Schiffer nirgends die Einsamkeit der Meeresfahrt fühlen läßt, wo sich also die Bewohner der schönen Wechselwirkung beider Lebensarten, des Ackerbaus und der Schiffahrt, überall erfreuen konnten. Fast von jedem Bergesgipfel erblickt man den weiten blauen Meeresspiegel, welcher sich in den mannigfaltigsten Windungen ins Land eindrängt; und wenn der Anblick hoher Bergspitzen und schöner, fruchtbarer Landschaften die Seele ernst, feierlich und zufrieden stimmt, während der Blick auf das immer bewegte, stets veränderliche und mit seinen wundervollen Lichtreflexen immer schöne Element des Meeres Sinne und Einbildungskraft nach den verschiedensten Richtungen hin anregt, so begreifen wir, wie infolge jener sich durchdringenden und belebenden Gegensätze der Boden Griechenlands ein so jugendfrisches, hochbegabtes Volk wie die Griechen zur höchsten harmonischen Ausbildung aller Kräfte des Geistes und Gemütes erziehen konnte.

Schluß.

Freilich fehlen auch beim Meere die Schattenseiten nicht. Trotz der hohen Vervollkommnung unserer Fahrzeuge, trotz aller Vorsichtsmaßregeln und Instrumente (wie Leuchttürme und Signale, Kompaß u. s. w.) fordert das Meer alljährlich eine große Anzahl von Opfern an Menschenleben, und neben dem günstigen Einflusse übt es auch manchen ungünstigen auf die Anwohner aus; denn zwar macht der beständige Umgang mit dem Meere die seefahrenden Nationen kräftig, unerschrocken, besonnen, beweglich und freiheitsliebend, aber er bewirkt auch, daß ihre Ideeen nüchtern und einförmig sind, wie das Meer, daß die Seefahrer mit ihrer Kraft selten Anmut und Milde verbinden, daß die Söhne des Ozeans in ihrem Leben gleichsam

den Reflex der unbeständigen, schwankenden Wogen bewahren, welche sie seit ihrer Kindheit gewiegt haben, sowie endlich, daß die Freiheitsliebe nicht selten ausartet und einerseits zu Roheit und Ausschweifungen, andrerseits zu Strandräuberei oder gar Korsarentum führt.

Aber alle diese Schattenseiten sind doch unbedeutend gegenüber dem vielseitigen Nutzen, welchen das Meer den Menschen bringt. Auch der Verkehr zu Lande fordert Opfer und das Unwesen der Seeräuber hat immer nur kurze Zeit gedauert, vor allem aber läßt sich kaum denken, wie sich der Verlauf der Geschichte und der Kultur überhaupt geändert haben würde, wenn z. B. Europa nicht so günstig von der Natur beanlagt gewesen wäre, daß es neben dem Landverkehr auch den Seeverkehr hätte pflegen können. Festhaltend an der Barbarei der Urzeit würden vielleicht seine Völker einander fremd geblieben sein, kein Austausch der Ideeen würde stattgefunden haben, und die Erde, so klein sie ist, würde vielleicht noch heutzutage größtenteils unbekannt und unerforscht sein!

11.

Im kleinsten Raum
Pflanz' einen Baum
Und pflege sein:
Er bringt dir's ein!

Einleitung.

Den Menschen der untersten Kulturstufe erscheint der Baumwuchs und besonders der in der unkultivierten Landschaft meist überwuchernde Wald überall als ein Hindernis für die Kultur. Die Zerstörung desselben, um Acker- und Weideland zu gewinnen, ist daher geradezu Vorbedingung fester Niederlassungen, der Viehzucht und des Ackerbaues, wie überhaupt aller sozialen und wirtschaftlichen Gestaltungen. Diese durch die Hand des Menschen bewirkten Veränderungen in der Vegetation der Erdoberfläche gehen dann in der Geschichte aller

Völker unmerklich neben den sozialen und politischen, sowie den allgemein wirtschaftlichen Entwickelungen einher, wenig beachtet von der Geschichtsforschung, aber dennoch von tief ergreifender Bedeutung für die Geschicke der Völker. Denn nur bis zu einer gewissen Grenze ist die Zerstörung des Baumwuchses vernünftig und wirtschaftlich günstig: über diese Grenze hinaus wird sie unverständig und gemeinschädlich. Baumpflanzungen haben nämlich nicht allein eine privatrechtliche Bedeutung durch Bau-, Nutz- oder Brennholz und dergl., sondern auch die Kulturfähigkeit der Länder im ganzen ist von einem angemessenen Baumwuchse abhängig. Unverständige Beseitigung desselben bewirkt schädliche Abschwemmungen des fruchtbaren Erdreichs von den Höhen und Gehängen, führt Abrutschungen herbei, welche die Thalgelände mit Geröll, Kies und Sand überdecken, befördert den allzustarken Wasserabfluß von der Höhe nach der Tiefe, so daß Überflutungen der Thäler mit gänzlicher Trockenheit wechseln; sie mindert ferner den Quellenreichtum und die Bodenfrische, giebt den Winden allzufreien Spielraum und beeinflußt damit zugleich in ungünstiger Weise das Klima der Länder.

Mehr und mehr hat man auch die Schädlichkeit erkannt, welche die allzu weit ausgedehnte Verminderung des Baumwuchses nach den verschiedensten Seiten hin hervorzurufen imstande ist, und hat eine vollständige Umkehr in dieser Beziehung angebahnt, besonders sind die Regierungen und Waldverwaltungen, Pomologische Gesellschaften und Verschönerungsvereine eifrig darauf bedacht, den Bestand an Bäumen nicht nur zu erhalten, sondern ständig zu vermehren. Und mit Recht; denn unser Dichterwort spricht eine große Wahrheit aus, wenn es sagt:

„Im kleinsten Raum
„Pflanz' einen Baum
„Und pflege sein:
„Er bringt dir's ein!"

Der Nutzen der Baumpflanzungen, d. h. sowohl des Waldes, wie der Obstbäume, ist nämlich ein sehr mannigfaltiger, und zwar

Einteilung:

1) ein unmittelbarer,
   a. im allgemeinen: α) durch Holz (Brenn- und Nutzholz), β) Blätter, γ) Blüten und Früchte, die teils als Nahrungs-, teils als Genußmittel dienen,
   b. im besonderen für α) Küstengegenden, β) Wüsten und Ebenen, γ) Gebirgsgegenden;
2) ein mittelbarer, nämlich
   a. in materieller Hinsicht, α) Seide, Honig u. s. w., β) Klima und Feuchtigkeit,
   b. in ästhetischer Beziehung durch ihren Einfluß auf α) Auge und Herz, β) Gemüt, γ) Geist.

Schluß.

Fürwahr, wenn uns die Bäume nicht nur allerlei materielle Vorteile und Genüsse verschaffen, sondern auch aufs tiefste in unser Gemüts- und Geistesleben eingreifen, so verdienen sie in hervorragendem Maße unsere Aufmerksamkeit und Beachtung! Ja man kann sagen, eine Vernachlässigung der Baumzucht ist für ein Volk gleichbedeutend mit einer Schädigung seiner äußeren und inneren Interessen, während ein Volk, welches der Baumzucht Fleiß und Beachtung schenkt, aus dieser Mühe immer neue Anregung für seine weitere Entwickelung und eine dauernde Stärkung seiner Vaterlandsliebe gewinnt.

12.

Unglück selber taugt nicht viel,
Doch es hat drei gute Kinder:
Kraft, Erfahrung, Mitgefühl!

Einleitung.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß die Söhne berühmter Väter selten den Erwartungen entsprochen haben, welche man von ihnen hegte. Meistens, und mit besonderer Vorliebe, wandten sie sich anderen Berufsarten oder anderen

Zweigen der Wissenschaft zu, bei welchen eine Vergleichung ihrer Leistungen mit denen der Väter unmöglich war, oder, wenn sie in die Fußstapfen der Väter traten, vermochten sie selten ihre Väter zu übertreffen, blieben vielmehr meist weit hinter ihnen zurück. Diese Beobachtung war es auch, welche Alexander den Großen angesichts der Erfolge seines Vaters ausrufen ließ: „Mein Vater wird mir nichts zu thun übrig lassen!"

Demgegenüber haben wir viele berühmte und bedeutende Männer, deren Väter nichts Großes oder Bedeutendes geleistet haben, sondern höchstens als Väter ihrer Söhne erwähnt werden. So war Christus der Sohn eines armen Zimmermanns und hat doch durch seine herrliche und erhabene Lehre die Welt erobert und vollständig umgestaltet. Luther war der Sohn eines armen Bergmanns, der mit seiner Hände Arbeit mühsam sein Brot verdienen mußte, und wir verehren ihn als den größten Reformator, als den Schöpfer unserer neuhochdeutschen Sprache und Schrift. Und wie viele Beispiele der Art ließen sich noch anführen!

Selbst die Fälle sind nicht unerhört, daß Kinder schlechter und verkommener Väter brauchbare und tüchtige Menschen geworden sind, welche die Fehler ihrer Väter sorgsam vermieden und durch ihre ersprießliche Thätigkeit nicht nur eine angesehene und geachtete Stellung einnahmen, sondern auch anderen zum Segen geworden sind. Ein Beispiel dieser Art haben wir, bildlich gesprochen, in den Worten: „Unglück selber taugt nicht viel, doch es hat drei gute Kinder: Kraft, Erfahrung, Mitgefühl!" denn das Unglück, welches ja jedem Menschen als bitter, hart, grausam, ja widerwärtig erscheint, hat doch drei gute Kinder, d. h. drei Wirkungen, aufzuweisen, welche den Menschen Gutes und Segensreiches bringen. Es sind dies nach unserm Spruche:

Einteilung:

1) Kraft, und zwar
   a. des Körpers,
   b. des Geistes;

2) Erfahrung; die durch Unglück gemachte Erfahrung ist
   a. die eindringlichste,
   b. die vielseitigste;
3) Mitgefühl
   a. bei dem Unglück anderer,
   b. bei der Freude anderer.

Ausführung.

Während das Glück den Menschen selten den ganzen Umfang der in ihm liegenden Kraft kennen lehrt, ja vielleicht sogar die Kraftentwickelung hindert und lähmt, bringt hereinbrechendes Unglück dieselbe erst recht zum Vorschein, und zwar zunächst die Kraft des Körpers, die es oft überhaupt erst hervorlockt. Im Glücke fehlt es dem Menschen meist an Gelegenheit oder an Veranlassung, seine Kraft zu zeigen oder zu üben; sie schlummert und kommt bei vielen überhaupt nie ans Tageslicht. Mancher, der jetzt still und einfach durchs Leben geht, hätte die Kraft gehabt, ein Gelehrter, ein Künstler, ein Held zu werden, wenn das Unglück die schlummernde zum Leben erweckt hätte, zeigt uns doch das Beispiel „vom braven Mann", wie selbst der schlichte Bauersmann, dessen Hand wohl nie ein Ruder geführt hat, unter dem Druck der Notwendigkeit zum Retter der unglücklichen Zöllnerfamilie werden konnte, und ebenso ersehen wir aus der Erzählung „Der Löwe zu Florenz" (Bernhardi) und aus Goethes „Hermann und Dorothea" (Sechster Gesang, 102 ff.), daß in der höchsten Gefahr selbst das schwache Weib zur Heldin werden kann.

Aber das Unglück stärkt und erhält auch die Kraft. Wer einmal gewagt hat, dem Unglück mutig ins Auge zu schauen, der fühlt mit der Zunahme der Gefahr auch seine Kraft stetig wachsen. — Stellt sich auch Hindernis auf Hindernis dem Möros (in Schillers „Bürgschaft") entgegen, dem Freunde das gegebene Wort zu erfüllen, so vermag doch keins ihn zu besiegen, sondern seine Kraft wächst in bewundernswerter Weise. — Und wer jemals imstande war, ein Unglück oder Hindernis mit eigener

Kraft zu überwinden, der wird auch bei einer Wiederkehr desselben nicht ängstlich zagen und zurückschrecken, sondern die gleiche Stärke bewahren. Darum sind die Gebirgsbewohner und Seefahrer, welche täglich und stündlich dem Tode ins Auge schauen, die kräftigen und kühnsten Menschen.

Unglück entwickelt aber auch die Kraft des Geistes, vor allem die des Verstandes. Durch Unglück wird der Mensch zum Nachdenken gezwungen, um Mittel zu finden, sich zunächst aus demselben zu befreien und künftig ihm vorzubeugen. So lehrten den Menschen die Unbilden der Witterung und die Qualen des Hungers und Durstes Kleider verfertigen, Wohnungen bauen, Nahrungsmittel aufsuchen und erdenken, das Meer befahren u. s. w.; denn das Unglück, die Not macht erfinderisch. Und wie seit ältesten Zeiten die Kulturentwickelung der Menschen unter dem Drucke der Not und des Bedürfnisses erfolgt ist, so wird sie heute noch von denselben Faktoren getrieben und befördert.

Ferner bewirkt das Unglück aber auch Besonnenheit, zwingt zur klaren Berechnung und Beurteilung der jedesmaligen Lage und fördert so als schönste Frucht die Geistesgegenwart. Auch in dieser Beziehung übertreffen meist Seefahrer und Jäger alle übrigen Menschen.

Ebenso bringt das Unglück in sittlicher Beziehung die edelsten Wirkungen hervor. Es zwingt den Menschen nicht nur sich aufzuraffen, zusammenzunehmen und zu kämpfen, sondern giebt vor allem auch die Kraft, mutig auszuhalten, sei es in Hoffnung auf endlichen Sieg und Besserung, sei es in demütiger Ergebung und Duldung. Ein bewundernswertes Beispiel mutigen Ausharrens in Hoffnung und demütiger Ergebung hat vor allem die Königin Luise gegeben. Je tiefer ihr Herz unter der Wucht des eisernen Verhängnisses gebeugt wurde, desto erhabener richtete sich ihr Geist empor, und während rings um sie alles den Kopf zu verlieren schien und selbst in der nächsten Umgebung des Königs schon dringende Stimmen laut mahnten, sich dem zügellosen Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben, da war es Luise mit ihrem weichen Gemüte, welche fast allein noch festen

Mut offenbarte, sicheren Glauben hielt und mit frommer Ergebung und Überwindung dem gefühllosen Napoleon entgegentrat, um etwas Gutes für ihr unglückliches Vaterland zu erwirken. — Ferner zieht es uns aber auch von Zerstreuungen ab, führt uns in unser Inneres zurück und bewirkt eine heilsame Sammlung und Selbstprüfung. Auf diese Weise lernen wir dann ebensowohl unsere eigenen Kräfte kennen, als ganz besonders einsehen, daß mit unserer eignen Macht nichts gethan ist, wenn nicht Gott mit seiner Hilfe uns beisteht. So erfüllt uns das Unglück mit der Kraft unerschütterlichen Gottvertrauens: „Not lehrt beten.“ Viele Kirchenlieder, besonders das von Luther: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ und von Paul Gerhardt: „Befiehl du deine Wege“ sind die Frucht solches durch Unglück hervorgerufenen und gestählten Gottvertrauens.

Endlich aber hindert uns das Unglück auch, in Oberflächlichkeit, Sinnlichkeit und Genußsucht zu verfallen, es erweckt und erzieht in uns vielmehr die Kraft zu einer ernsten, wahrhaft sittlichen Lebensauffassung, welche sich in geordneter Thätigkeit, in Mäßigkeit und Sparsamkeit, besonders aber in Dankbarkeit gegen unsere Wohlthäter zu erkennen giebt.

So hat das Unglück als erste Wirkung die Kraft, und zwar in den verschiedensten Hinsichten, im Gefolge, und wir können diese in Wahrheit als ein gutes und tüchtiges Kind desselben bezeichnen.

Nicht minder aber erzeugt das Unglück die Erfahrung. Man kann allerdings auch auf mancherlei andere Weise Erfahrungen machen, z. B. durch gute Lehren oder durch das Beispiel anderer, aber die Erfahrungen der ersten Art sind meist ganz wirkungslos; denn wie leicht werden gute Lehren vergessen, und selbst wenn sie in uns gute Vorsätze bewirken sollten, so vermögen sie doch nicht auch die Kraft zur Befolgung derselben zu geben; dabei ist das Leben in seinen verschiedenen Verhältnissen viel zu mannigfaltig, als daß der Mensch in guten Lehren überall eine Richtschnur zu finden vermöchte. Nicht weniger pflegen die Menschen die durch das Beispiel anderer gemachten Erfahrungen in den Wind zu schlagen, weil sie sich

meistens viel zu klug dünken und weit davon entfernt sind zu glauben, daß ihnen dasselbe geschehen könnte wie andern. Daher sagt ein alter Spruch mit Recht:

„Durch Lehre klug von Hunderten keiner,
„Durch Beispiel klug von Hunderten einer,
„Durch Wissen klug von Hunderten zwei,
„Durch Schaden klug von Hunderten drei!“

Demnach ist also das Unglück am besten geeignet, unsere Erfahrung zu bereichern, weil es nämlich den Menschen nicht nur am rücksichtslosesten seine Einseitigkeiten und Unvollkommenheiten, seine Schwächen und Fehler erkennen läßt, überhaupt seine Beobachtung und Aufmerksamkeit schärft, auf sich und andere achten lehrt, sondern ihn auch unerbittlich anhält, in Zukunft jene Erkenntnis zu benutzen, um sich vor weiterem Unglück und Schaden zu bewahren. „Ein gebranntes Kind scheut das Feuer.“

Die Erfahrung, welche das Unglück bringt, ist aber nicht allein die wirksamste und eindringlichste, sondern auch die vielseitigste. Denn so bunt wie das Leben mit seinen mannigfachen Anforderungen, Versuchungen, Täuschungen und Prüfungen ist, so zahlreich und mannigfaltig sind auch unsere Erfahrungen; ja selbst die einzelne schlimme Erfahrung nützt uns nicht, wie die guten Lehren und Beispiele, nur für einen bestimmten Fall, sondern trägt ihre guten Früchte auch für andere Gelegenheiten, ja für alle Verhältnisse.

Das Mitgefühl endlich ist das liebste und angenehmste Kind des Unglücks; denn während die beiden andern bei aller Güte mehr streng und hart sind, erscheint dieses stets zart, mild und schonend und übt daher die beste Wirkung auf uns aus.

Zuerst zeigt sich das Mitgefühl bei dem Unglück anderer; denn wer selbst einmal sich durch eigene Schuld ein Unglück zugezogen hat, der kann bei dem Mißgeschick, welches sich andere durch Schwächen und Fehler aufgebürdet haben, nicht hart urteilen und kalt bleiben oder gar Schadenfreude empfinden, sondern wird in der Erkenntnis und in dem Bewußtsein: „homo sum, humani nil a me alienum puto“ mit Trost und Er-

munterung seinem unglücklichen Nächsten beizustehen und ihn aufzurichten suchen; und wer erfahren hat, wie bitter unverschuldetes Unglück ist, und wer in solcher Lage selbst einmal fremde Hilfe oder Rettung durch Freundeshand gefunden hat, wird jederzeit bereit sein, dem unschuldig Leidenden mit Rat und That beizuspringen, und durch seine Teilnahme ihn zu trösten versuchen.

Das Mitgefühl zeigt sich aber ebenso bei der Freude anderer; denn der durch Unglück geläuterte Mensch wird bei dem Glück des Nächsten nicht Neid und Eifersucht empfinden, sondern wie er mit dem Weinenden weint, so wird er auch mit dem Fröhlichen sich zu freuen bereit sein; weiß er doch nur zu gut, daß nicht allein geteilter Schmerz halber Schmerz, sondern daß vor allem geteilte Freude doppelte Freude ist.

Schluß.

So sind es also in der That drei gute Kinder, welche das Unglück hinterläßt; denn es lehrt uns nicht nur unsere körperliche und geistige Kraft kennen, sondern bereichert auch in der vielseitigsten und wirksamsten Weise unsere Erfahrung und läßt uns ebenso fremdes Leid wie fremde Freude mitfühlen. Vor allem aber führt uns das Unglück in uns selbst zurück. Mit Recht sagt Goethe im Faust:

„Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
„Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
„So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
„Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert."

Damit aber weist es uns zugleich auf Gott hin und lehrt auf seine Güte bauen; denn

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
„Wer nie die kummervollen Nächte
„Auf seinem Bette weinend saß,
„Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte";

und dadurch macht es uns auch tüchtig und würdig, neue Freude zu genießen.

*13.

Der Wert der Phantasie für den Menschen.

Einleitung.

Goethe erklärt in dem Gedichte „meine Göttin" die Phantasie für die edelste und beste Begleiterin des Menschen durch das Leben; denn sie hebe ihn hoch empor über die Tierwelt, die im dumpfen Genuß dahinlebe u. s. w. Nun muß ja allerdings zugestanden werden, daß derjenige Mensch, bei dem die Phantasie die Alleinherrschaft hat, ein „Phantast" und mithin, wie der Name sagt, ein unbrauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft ist; denn in diesem Falle stört sie die Thätigkeit des Verstandes durch Blendwerk und läßt ihm bald unschädliche Dinge und Ereignisse als Übel, bald schädliche als gut erscheinen, quält den Mensch durch unbegründete Befürchtungen und stört sogar die Gesundheit des ganzen Körpers (Hypochondrie).

Aber dennoch müssen wir dem Dichter Recht geben, denn die Phantasie wirkt nach verschiedenen Seiten sehr günstig auf den Menschen ein, nämlich

Einteilung:

1) auf seinen Verstand,
2) auf seinen Geist und
3) auf sein Gemüt.

Ausführung.

Sie befähigt uns, durch Wiederholung des Angeschauten das Gehörte oder Gesehene oder Gelesene uns zu vergegenwärtigen, z. B. Personen, Handlungen, Ereignisse u. a., aus den gemachten Erfahrungen neue Anschauungen und neue Bilder zu gestalten; sie ist ein Mittel zur Erkenntnis, zur Auffindung der Wahrheit, und daher die Mutter der Wissenschaft.

Die Phantasie wirkt aber ferner auf unsern Geist günstig ein, indem sie uns in den Stand setzt, das geistig Empfangene wiederzugeben (Kunst) und uns für Ideeen zu begeistern; auf der andern Seite beeinflußt sie unsere Denkart, indem von ihr

der Grad der Lebhaftigkeit und Wärme herrührt, mit dem wir handeln.

Endlich wirkt sie günstig auf unser Gemüt ein: sie ist eine Quelle der Freude und des Trostes, indem sie die Mängel dessen, was wir besitzen, verdeckt, uns durch den Blick in die Zukunft erheitert und erhebt und durch die Erinnerung an das Genossene erfreut; sie ist es endlich, die uns an Freude und Trauer, Glück und Unglück anderer, selbst entfernt wohnender, Menschen Anteil nehmen läßt u. s. w.

Schluß.

So verdankt also der Mensch das Höchste und Beste, was er auf der Welt haben und leisten kann, dem Einflusse der Phantasie, und Goethe hat recht, wenn er sie als seine Göttin preist; bedarf doch gerade der Dichter der Phantasie zu seinen Schöpfungen in erster Linie und ist sie es doch allein, die seine Dichtungen unsterblich erhält; denn

„Alles wiederholt sich nur im Leben,
„Ewig jung bleibt nur die Phantasie:
„Was sich nie und nirgends hat begeben,
„Das allein veraltet nie.“

---

*14.

Auch der Winter hat seine Freuden.

Einleitung.

Der Winter gilt gewöhnlich als die unangenehmste Jahreszeit; denn die Natur ist öde und kalt; blätterlos stehen die Bäume da, die Felder ohne Grün, der Gesang der Vögel ist verstummt, alles liegt wie im Todesschlummer. Der Himmel ist gewöhnlich in ein düsteres Grau eingehüllt, und entweder strömt reichlicher Regen herab, oder gewaltige Schneemassen bedecken Berg und Thal und lösen sich bald in Wasser und Schmutz auf. Infolge der nassen und kalten Luft brechen leicht Krankheiten aus, und besonders die Armen leiden unter der

Kälte und der ungünstigen Witterung. Aber es wäre ungerecht, wenn wir nur das Unangenehme des Winters hervorheben und nicht auch das Gute anerkennen wollten, das er mit sich bringt, denn der Winter hat auch seine Freuden und zwar

Einteilung.

1) in der Natur,
   a. schon ihr Äußeres ist erfreulich, und
   b. sie gewährt auch manche Vergnügungen α) für die Jugend, β) für die Erwachsenen;
2) im Hause, denn sowohl
   a. das Leben in der Familie, als auch
   b. das öffentliche Leben bringt manche Freuden.

Ausführung.

Mit welchem Jubel wird besonders von der Jugend das Wirbeln und Tanzen der Schneeflocken begrüßt, und welchen herrlichen Anblick gewährt eine Winterlandschaft bei Tage oder bei Nacht, wenn heller Mondschein ist und die Sterne so schön funkeln und blitzen! Wie herrlich glänzen die beschneiten oder bereiften Bäume an hellen Wintertagen in der Sonne! Und wie wird unser Körper durch die reine und frische Winterluft erfrischt und gestärkt!

Der Winter gewährt aber jung und alt auch manche Vergnügungen, die andere Jahreszeiten nicht gewähren: Werfen mit Schneebällen, Bauen von Schneemännern oder Festungen, Schlittschuhlaufen u. v. a. Das Alter erfreut sich an Spaziergängen, Schlittenfahrten (Hörnerschlittenfahrten), Jagden u. a.

Vor allem aber bringt der Winter viele Freuden im Hause. Wie gern drängt sich die Familie im behaglich erwärmten Zimmer zusammen, während draußen der Sturm tobt und der Schnee in dichten Flocken herniederfällt; wie angenehm sind die Dämmerstunden und die langen Abende, die man sich durch Erzählen, Vorlesen und Spiele aller Art zu vertreiben sucht. Der Gelehrte findet hier am besten Zeit zu seinen Arbeiten.

In den Winter aber fällt auch das schönste Familienfest, das Weihnachtsfest.

Nicht weniger Freuden bringt der Winter im öffentlichen Leben. Da öffnen die Theater wieder ihre Räume, es finden Konzerte, Bälle, Gesellschaften u. a. statt.

Schluß.

Wohl bringt der Winter manche Freuden, aber wir atmen doch erleichtert auf, wenn er mit seinen Nebeln und seiner Kälte Abschied nimmt und wir nicht mehr so streng wie bisher an das Zimmer gefesselt sind, und wir stimmen fröhlich mit ein in die Worte des Liedes:

„Winter ade!
„Scheiden thut weh!
„Aber dein Scheiden macht,
„Daß mir das Herze lacht."

*15.

Inwiefern sind auch die Dichter Bildner der Menschheit?

Einleitung.

Plato wollte die epische und dramatische Dichtkunst, selbst Homer und Hesiod, aus seinem Staate verbannt wissen, die eine, weil sie nach seiner Meinung die Gemüter aufregte und verführte, die andere, weil sie unwürdige Vorstellungen von den Göttern erweckte; selbst die Ausübung der lyrischen Dichtkunst wollte er nur unter Aufsicht von Richtern gestatten. Wenn wir aber bedenken, daß gerade diejenigen Völker, welche die Dichtkunst pflegten, die gebildetsten waren und daß viele große Männer die Dichtkunst für das beste Mittel zur Veredelung der Menschen gehalten haben, so werden wir ihm nicht beistimmen, sondern wir kommen zu der Überzeugung, daß die Beschäftigung mit den Erzeugnissen der Dichtkunst nicht nur dazu dient, unser Leben zu verschönern und ein Gegengewicht gegen die Alltäglichkeit zu sein, sondern wesentlich zu unserer Bildung beiträgt; denn sie wirkt

Einteilung:

1) auf unsern Geist
   a. veredelnd,
   b. belehrend;
2) auf unser Gemüt, indem
   a. der Sinn für das Schöne und Gute,
   b. das religiös-sittliche Gefühl,
   c. die Vaterlandsliebe geweckt und gepflegt wird.

Ausführung.

Die Dichter veredeln unsern Geist, indem sie uns allgemeine Wahrheiten, „göttlich erhabene Lehren", bald im einfachen Gewande der Fabel, bald im ernsten Lehrgedichte oder in Dramen und Balladen vorführen und einschärfen. Beispiele.

Die Dichter wirken ferner auch belehrend, indem sie entweder wichtige Abschnitte der Geschichte oder hervorragende Männer bald in epischen, bald in lyrischen, bald in dramatischen Gedichten behandeln und anschaulich vor Augen stellen. Damit bereichern sie aber nicht nur unsere Kenntnisse, sondern bilden auch unser Urteil und vertiefen unsere Menschenkenntnis.

Keine Kunst aber vermag vor allem so vorteilhaft auf unser Gemüt einzuwirken wie die Dichtkunst; denn entweder bildet sie den Sinn für das Schöne und Gute und erregt Abscheu gegen das Böse, oder sie erweckt und stärkt die erhabenen Gefühle der Religion, erfüllt die Herzen der Menschen mit wahrer Menschenliebe und kehrt den Sinn vom Vergänglichen und Nichtigen auf das Ewige und Unvergängliche, oder sie belebt endlich die Vaterlandsliebe. Welche Wirkung haben besonders das Nibelungenlied und die Gedichte Walthers von der Vogelweide, Schillers Wallenstein und Tell, Goethes Götz von Berlichingen, Körners und Arndts Gedichte u. a. gehabt!

Schluß.

Angesichts dieser Fülle von Anregung und Belehrung, die wir aus der Beschäftigung mit den Werken der Dichter schöpfen,

sind wir wohl berechtigt, die Dichter als Bildner der Menschheit zu bezeichnen und mit Goethe zu sprechen:

„Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt,
„Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei."

---

*16.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen, Den schickt er in die weite Welt.

Einleitung.

In früherer Zeit war das Reisen zwar mit vielen Unbequemlichkeiten und Gefahren verbunden, aber dennoch wurde sehr viel gereist, ja in manchen Berufsarten wurde es geradezu gefordert, daß man weite Reise gemacht hatte. Man hatte wohl erkannt, daß das Reisen manche Vorteile bringt, nämlich

Einteilung und Ausführung.

1) für den Körper: Stärkung und Übung einzelner Gliedmaßen: Muskeln und Sehnen, Arme und Beine, Augen, Lunge u. a.

2) für Gemüt und Charakter: Zerstreuung und Abwechselung; Urteil und Geistesgegenwart in Gefahren u. s. w. Anpassen an die Menschen und Beurteilung derselben; Stärkung des Heimatsinnes sowohl durch Kenntnis des eigenen Vaterlandes als auch fremder Länder, die man mit dem eigenen vergleicht, um das Gute und Schöne, das man kennen lernt, dem eigenen Lande zu gute kommen zu lassen. Liebe zu Gott.

3) für den Geist durch Reisen erlangen wir Lebenserfahrung und Kenntnisse (Menschen, Sitten und Gebräuche, Sprachen, Geologie und Botanik, Geographie; Werke der Natur und Kunst werden uns durch eigene Anschauung verständlicher, ebenso Schauplätze wichtiger Ereignisse u. a.); unser Schönheitssinn wird geweckt und gestärkt.

Schluß.

Das Reisen bringt also nicht nur unserm Körper große Vorteile, sondern wirkt auch günstig auf unser Gemüt und

unsern Charakter ein und bildet endlich auch unsere geistigen Kräfte, wir können also mit vollem Herzen dem Dichter beistimmen, wenn er sagt:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
„Den schickt er in die weite Welt."

17.

**„Lerne schweigen, o Freund! Dem Silber nur gleichet die Rede,
„Aber zur rechten Zeit schweigen ist lauteres Gold."**

(Herder.)

Einleitung.

Die Sprache ist das edelste Gut des Menschen und unterscheidet ihn recht eigentlich vom Tiere. Das Tier besitzt nur sehr unvollkommene Mittel, um seine Gefühle auszudrücken, und ist daher höchstens imstande, eine Andeutung von dem Zustande seines Allgemeinbefindens zu geben, es lebt also auch als Mitglied einer Herde in größter Abgeschlossenheit. Der Mensch dagegen ist durch die Sprache in den Stand gesetzt, den Vorgängen in seinem Innern in klarer und deutlicher Weise Ausdruck zu geben, also auch mit seinesgleichen in Verbindung zu treten, sich zu größeren oder kleineren Gesellschaften zusammenzuthun, durch den Austausch der Gedanken und Empfindungen an Ideeen und Anregung zu gewinnen und auf diese Weise sich zu veredeln und die Herrschaft über seine Umgebung zu erringen.

Aber gerade dieses edelste Gut des Menschen ist, wie fast kein anderes, auch dem Mißbrauch ausgesetzt, indem die Sprache zum Klatschen und Verleumden, zum Heucheln und Lügen, zum Fluchen und Schimpfen u. s. w. gebraucht werden kann, also zu Lastern und Fehlern, durch welche sich der Mensch selbst herabwürdigt und jene fruchtbare Gemeinschaft der Menschen vielfach beeinträchtigt wird. Darum ist es die Pflicht des Menschen, besonders in dieser Beziehung über sich zu wachen und seiner Zunge nicht stets die Zügel schießen zu lassen, und der Dichter mahnt mit Recht: Lerne schweigen, o Freund! Denn wenn auch das Reden oft wertvoll und geboten ist, so

ist es doch besser, zur rechten Zeit seine Zunge im Zaume zu halten und zu schweigen; denn dies ist höher zu achten, weil es

Einteilung:

1) schwieriger: es erfordert nämlich
   a. mehr Mut,
   b. Selbstbeherrschung;
2) vorteilhafter ist, und zwar
   a. materiell,
   b. ideell.

Ausführung.

Zuerst ist das Schweigen deshalb oft höher zu achten als das Reden, weil es schwieriger ist, als dieses; denn es erfordert mehr Mut.

Allerdings erfordert es nicht geringen Mut, den Angriffen von Feinden und Neidern auf unsere Ehre und unser Eigentum, der Lüge und Verleumdung, die uns betrifft, entgegenzutreten und entweder jene Angriffe mit kräftiger Rede zurückzuweisen oder das Gewebe von Lüge und Verleumdung zu zerreißen und auf diese Weise die Wahrheit an den Tag zu bringen. Aber weit mehr Mut erfordert es unzweifelhaft und ist mithin unvergleichlich schwieriger, im Vertrauen auf seine Unschuld und sein gutes Recht allen gehässigen und ungerechten Angriffen und Verleumdungen Stillschweigen entgegenzusetzen und es Gott und der Zeit zu überlassen, daß sie unsere Unschuld an den Tag bringen. Wer gar zu schnell mit Entschuldigung und Verteidigung bei der Hand ist, macht sich in solchen Fällen leicht verdächtig; denn qui s'excuse, s'accuse!

Ein treffliches Beispiel für ein solches Schweigen der Unschuld haben wir in Schillers „Jungfrau von Orleans". Wie leicht hätte sich Johanna durch Reden gegen die Vorwürfe ihres Vaters verteidigen können! Aber nein, „weil es vom Vater kam, so kam's von Gott", spricht sie, und darum beherrscht sie ihre Zunge; und wenn sie dadurch auch in den Augen der Menschen schuldig erscheint und ins äußerste Unglück gerät, so ist sie doch

versöhnt mit Gott, welcher zuletzt ihre Ehre auch vor den Menschen wiederherstellt. — Das herrlichste Beispiel solches Schweigens hat uns aber Christus gegeben, der nicht wieder schalt, da er gescholten ward, und auf die Anschuldigungen der Feinde „nicht ein Wort“ antwortete; darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist u. s. w.

Gewiß zeugt es ferner von Mut, wenn jemand falsche Ansichten und Irrtümer offen bekämpft, und der in Waffen ergraute Georg von Frundsberg hatte wohl recht, wenn er Luthers Erscheinen auf dem Reichstag zu Worms mit einem Gang in die Schlacht verglich und teilnehmend zu ihm sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, desgleichen ich und mancher Oberste in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre nur in Gottes Namen fort und sei getrost, er wird dich nicht verlassen!“

Aber auch in dieser Beziehung fordert es oft mehr Mut und ist noch schwieriger, die Wahrheit *nicht* zu sagen. So ist es unsere Pflicht, zu schweigen oder doch die reine, volle Wahrheit zu verschweigen, so schwer es uns auch werden mag, am unrechten Orte und zur unrechten Zeit, d. h. wenn durch das Aussprechen der Wahrheit nach einer oder der andern Seite hin geschadet würde. — So muß der Lehrer oft den Mut besitzen, manches, was er weiß, den Schülern nicht zu sagen, weil es die Gemüter und Köpfe verwirren und unberechenbaren Schaden anrichten könnte. — Ebenso ist es Pflicht, in Gegenwart von Thoren und böswilligen Menschen, welche für ein vernünftiges Wort kein Verständnis haben oder, was schlimmer ist, haben wollen, mit der Wahrheit zurückzuhalten; denn „man muß die Perlen nicht vor die Säue werfen“. In diesem Sinne ist offenbar auch das Rückertsche Wort („Vierzeilen“) gemeint:

„Die Wahrheit ist im Wein —
„Das heißt: In unsern Tagen
„Muß Einer betrunken sein,
„Um Lust zu haben, die Wahrheit zu sagen!“

Als ein Mittel, um Ungehöriges, Unzeitiges und Gefährliches zu verhüten, wird das Schweigen oft in Strafanstalten angewandt und gilt dabei als eine bedeutende Verschärfung der Strafe.

Das Schweigen ist aber nicht nur deshalb schwieriger als das Reden, weil es mehr Mut erfordert, sondern auch weil es vielfach eine bedeutende Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung nötig macht.

So kostet es gewiß bedeutende Selbstbeherrschung, sich stets und in jedem Falle schweigend der Ansicht und Anordnung älterer, über uns stehender Männer unterzuordnen, selbst wenn entweder die Meinung derselben nicht mit der unseren übereinstimmt oder wir wenigstens den Grund und die Notwendigkeit ihres Gebotes nicht einsehen. Aber wenn auch das Schweigen in solchem Falle im höchsten Grade schwierig, ja oft unmöglich erscheint, so ist es doch tausendmal besser als Reden; denn nur wer selbst recht gehorchen gelernt hat, kann einst recht befehlen. Darum forderte auch Pythagoras von seinen Schülern ein fünfjähriges Schweigen, ebenso befand sich unter vielen Ordensgelübden auch das Gelübde des Schweigens. — Ein bewundernswertes Beispiel solch schweigenden Gehorsams giebt uns der Ritter in Schillers „Kampf mit dem Drachen“, von dem es zuletzt heißt:

„Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
„Still legt er von sich das Gewand
„Und küßt des Meisters strenge Hand
„Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
„Dann ruft er liebend ihn zurücke
„Und spricht: Umarme mich, mein Sohn!
„Dir ist der härtre Kampf gelungen,
„Nimm dieses Kreuz: es ist der Lohn
„Der Demut, die sich selbst bezwungen.“

Fast noch größere Selbstbeherrschung erfordert aber das Schweigen, wenn wir uns im Zustande des Zornes und leidenschaftlicher Aufregung befinden. Aber auch in diesem Falle ist es darum weit mehr zu empfehlen, als Reden; denn des Men-

schen Zorn thut nicht, was vor Gott und Menschen recht ist. Wer aber im Zorn seiner Zunge Schweigen auferlegt, der hat den schwersten Kampf gekämpft und den schönsten Sieg errungen; denn

„Ardua res vicisse alios, victoria maior
„Est animi fluctus composuisse suos.“

Schweigen ist aber nicht nur deshalb oft mehr zu empfehlen als Reden, weil es schwieriger, sondern auch deshalb, weil es vorteilhafter ist. Gewährt es doch oftmals schon materiellen Gewinn und zwar für uns selbst. Wer unvorsichtig über seine Pläne und Unternehmungen, sein Vorhaben und seine Aussichten spricht, bewirkt leicht, daß andere seine Pläne und Absichten durchkreuzen, sein Vorhaben verhindern und ihm materiellen Schaden bringen. Der Reisende, welcher im Wirtshause von seinem gefüllten Geldbeutel spricht, bestellt sich gleichsam selbst die Diebe und Räuber. Die Geschichte der Erfindungen hat manchen Fall aufzuweisen, wo der Erfinder durch Aussprechen seiner Gedanken andern Gelegenheit gegeben hat, ihm zuvorzukommen und ihm die Frucht seiner Bemühungen zu entreißen. Die Lehre, daß Schweigen oft nützt, Reden schadet, ist auch im Volksglauben mannigfach ausgeprägt. So kann man nur schweigend Schätze heben, und nur dasjenige Osterwasser hat verjüngende Kraft, welches man schweigend schöpft und holt. Dichterisch ist derselbe Gedanke, daß das Schweigen dem Glücke zum Hüter gesetzt ist, sehr anmutig von Goethe in seinem Gedichte „Der getreue Eckart“ behandelt und zuletzt noch ausdrücklich die Lehre hinzugefügt:

„Und wenn Euch, Ihr Kinder, mit treuem Gesicht
„Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
„So horchet und folget ihm pünktlich!
„Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
„Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut:
„Dann füllt sich das Bier in den Krügen.“

Wie oft kommt es ferner vor, daß ein Freund sein Herz gegen uns ausschüttet und uns ein Geheimnis mitteilt, das ihn entweder erfreut oder bedrückt! In diesem Falle kann natürlich

nur unser Schweigen dem Freunde nützen, unser Plaudern dagegen demselben den größten Nachteil und Verlust bringen.

Nicht allein aber in materieller Hinsicht ist Schweigen bisweilen vorteilhafter als Reden, sondern auch in ideeller, d. h. in Beziehung auf unser Ansehn und unser Wohlbefinden.

Besonders in erster Beziehung gilt hier das Goethesche Wort: „Wer schweigt, hat wenig zu besorgen — der Mensch bleibt unter der Zunge verborgen!“ Wie oft hat nicht ein Bekannter, den wir für klug und verständig hielten, sein Ansehn bei uns verscherzt, indem er dummes und unkluges Zeug redete. Schweigen wäre ihm weit besser gewesen; denn si tacuisset, philosophus mansisset. Wie oft hat ein anderer durch unvorsichtiges Reden sich als ein höchst neidischer, rachsüchtiger, ja ehrloser Mann gezeigt und dadurch alle Achtung bei seinen Nebenmenschen auf immer verloren!

Endlich ist das Schweigen auch oft für unser Wohlergehen vorteilhafter als Reden. „Wer leben will und gute Tage sehn, der schweige seine Zunge, daß sie nichts Böses rede, und seine Lippen, daß sie nicht trügen“ (1. Petri 3, 10). In der That, wer sich streng davon fernhält, in das ungünstige Urteil anderer über seine Nebenmenschen miteinzustimmen, der wird nicht nur bald als wohlwollend, rücksichtsvoll, gerecht und vorsichtig von andern betrachtet werden, sondern selbst auch für seine Handlungen nachsichtige und billige Beurteilung finden; man wird ihm alles zum Besten auslegen, und er wird frei bleiben von Verleumdungen, Anklagen und Prozessen, von Rache und Wiedervergeltung, jedenfalls von Feindschaften und Feindseligkeiten; er wird vielmehr überall Freunde und Verehrer finden und wird an sich in der That erfahren, daß in dieser Beziehung, wie ein arabischer Spruch sagt, die schönste Frucht am Baume des Schweigens der Friede ist.

Schluß.

Demnach hat Herder wohl recht, wenn er das Schweigen zur rechten Zeit weit über das Reden stellt, denn ersteres ist

in der That oft mehr zu empfehlen, nicht nur, weil es mehr Mut und Selbstbeherrschung erfordert, sondern auch weil es materiellen Nutzen bringt und uns die Achtung unserer Nebenmenschen und Frieden mit aller Welt verschafft. Aber es wäre doch sehr verkehrt, wenn wir uns deshalb stets und selbst am unrechten Orte in geheimnisvolles Schweigen hüllen wollten; denn es würde uns das nicht allein vielfach den Vorwurf der Feigheit und Gesinnungslosigkeit, ja der Falschheit und Thorheit, einbringen, sondern uns auch aller der Vorteile berauben, welche uns die Sprache und durch sie der Umgang mit Menschen zu gewähren imstande ist. Denn die Sprache ist und bleibt trotz alles Mißbrauchs das edelste Gut des Menschen, das Mittel, unsere Empfindungen und Gefühle klar zum Ausdruck zu bringen und uns zu höherer Entwickelung aufzuschwingen; durch sie sind wir befähigt, die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens zu vermehren, zu trösten und zu raten, zu überreden und zu warnen, zu verteidigen und zu überzeugen, ja endlich zu singen und, last not least, zu schreiben. Nur Vorsicht im Gebrauch der Rede will uns der Dichterspruch anraten, damit wir nur die ersprießlichen Wirkungen derselben an uns verspüren, dem verderblichen Einflusse aber entgehen und nie an uns die Wahrheit des Sprichworts erfahren: Die Zunge hat kein Bein, schlägt aber manchem den Rücken ein.

---

*18.

Tages Arbeit, Abends Gäste!
Saure Wochen, Frohe Feste!
Sei Dein künftig Zauberwort!

Einleitung.

Unsere Zeit ist eine sehr oberflächliche und materielle. Ein jeder wünscht möglichst schnell viel zu gewinnen und reich zu werden, um dann im unsinnigsten Luxus in Wohnung, Kleidung und Hausgeräten sowie in maßlosen materiellen Genüssen und Vergnügungen aller Art mit anderen wetteifern oder gar

ihnen den Rang ablaufen zu können. Und so sehr hat dieses ungestüme Jagen nach Reichtum die meisten ergriffen, so sehr bestrickt und verleitet jene fast allgemein gewordene ausschweifende Lebensweise und Lebensrichtung viele durch ihren verführerischen Reiz und Schein, daß sie nicht durch angestrengte, ehrliche Arbeit ihr Ziel zu erreichen suchen, sondern auf die schnellste, die leichteste und bequemste Art. Darum sind viele nach Amerika ausgewandert, um dort in Kalifornien das Gold aus der Erde zu graben, andere suchen sich durch gewagtes Spiel, sei es mit Karten oder in der Lotterie, sei es an der Spielbank oder an der Börse, zu bereichern, ja viele scheuen sich sogar nicht, zu dem abscheulichsten Schwindel und Betruge ihre Zuflucht zu nehmen. Aber die Goldgräber sind meist moralisch und körperlich zu Grunde gegangen, die Spieler haben sehr häufig auf einen Wurf nicht nur den bereits gemachten Gewinst, sondern auch ihre frühere Habe eingebüßt, die Schwindler und Betrüger aber pflegen gewöhnlich im Zuchthause zu enden; denn von ihnen gilt vor allem das Bibelwort: „die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken den Menschen ins Verderben und Verdammnis.“ Selbst die wenigen, die auf die angegebene Weise wirklich Reichtum erwarben, konnten sich nicht dauernd desselben erfreuen, vielmehr hieß es von ihnen: „wie gewonnen, so zerronnen“, oder sie fanden wenigstens in den zusammengerafften Schätzen nicht das erhoffte Glück.

Wie kann also der Mensch, so fragen wir wohl angesichts dieser Beobachtungen und Thatsachen, seinen Wohlstand und damit sein Glück am besten und dauerhaftesten begründen und genießen? Auf diese Frage giebt uns das Goethesche Wort: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste, sei Dein künftig Zauberwort!“ klare und befriedigende Auskunft. Wir werden nämlich unser Ziel, so meint Goethe, sicher dann erreichen, wenn wir uns fern halten von allen gewagten, schwindelhaften und gewaltsamen Mitteln, statt dessen vielmehr redlich und vor allem mit Ruhe und Ausdauer schaffen und arbeiten, wenn

wir uns also nicht vorübergehend abhasten und abjagen, um dann in Trägheit zu versinken und durch unmäßigen Genuß das Erworbene zu vergeuden, bis uns die Not zu neuer Arbeit zwingt, sondern wenn wir die rechte Mitte zu finden wissen zwischen der Arbeit und dem Vergnügen.

In der That, nur auf diese Weise kann etwas wirklich Ersprießliches geleistet werden; denn Arbeit und Vergnügen, so feindlich sie sich auch gegenüber zu stehen scheinen, gehören unzertrennlich zusammen, weil sie

Einteilung:

1) sich bedingen; denn sie liefern einander
   a. die Mittel,
   b. die Lust;
2) sich ergänzen zur Herbeiführung
   a. einer vernünftigen Lebensweise,
   b. eines dauernden Erfolges.

Ausführung.

Die richtige Mitte zwischen Arbeit und Vergnügen oder Erholung zu halten ist zunächst deshalb für uns wichtig und unerläßlich, weil beide sich bedingen. Keins kann ohne das andere bestehen, weil sie sich gegenseitig die Mittel liefern. So liefert zuerst das Vergnügen, die Erholung, dem Körper die Kräfte zur Fortsetzung der Arbeit. Wer unablässig und ohne jede Unterbrechung arbeiten wollte, würde gar bald seine Kräfte aufreiben und ermattet zusammensinken. Wer dagegen zur rechten Zeit und im rechten Maße seine Arbeit aussetzt, um sich Ruhe und Erholung zu gönnen, der wird nach dem scheinbaren Zeitverluste mit frischen Kräften an die Arbeit gehen und sie dann besser zu fördern imstande sein, als wenn er derselben unausgesetzt obgelegen hätte.

In gleicher Weise liefert aber auch die Arbeit die Mittel zur Erholung oder zum Vergnügen. Wer nicht arbeitet oder sich zu oft und zu lange der Ruhe, ja dem Müßiggange hin-

giebt, dem werden bald die Mittel fehlen, das begonnene Leben weiterzuführen; denn „wer im Sommer nicht mag schneiden, wird im Winter Hunger leiden“. Und dies trifft nicht nur den Unvermögenden oder mittelmäßig Begüterten, sondern auch den Reichen. Selbst der größte Reichtum gestattet seinem Besitzer nicht, vollständig unthätig zu sein und nur dem Vergnügen nachzugehen; denn die Erfahrung lehrt, daß durch Müßiggang und die damit unzertrennlich verbundene Verschwendung sogar das größte Vermögen aufgerieben werden kann.

Eine würdige, zweckentsprechende Erholung liefert ferner aber auch die zur Arbeit notwendige geistige Kraft. Im Genusse der Natur, in heiterer und belehrender Unterhaltung, beim Lesen eines guten, inhaltreichen Buches, in der Betrachtung von Erzeugnissen der Kunst und des Gewerbfleißes oder selbst auf Reisen hat schon mancher, sei es Handwerker oder sei es Gelehrter, Kaufmann oder Künstler, neue Ideeen zur Fortsetzung und Verbesserung seiner Arbeit, neue, oft überraschende Aufschlüsse über Punkte gefunden, welche ihm bis dahin lange Zeit unklar geblieben waren und seine Thätigkeit hemmten. — So wissen wir, daß Klopstock auf einem einsamen Spaziergange nach langem Suchen endlich den Entschluß faßte, seinen Messias in Hexametern zu dichten. — Und welche großartigen Erfolge verdanken wir dem ungezwungenen Ideeenaustausche unserer großen Dichter Schiller und Goethe!

Nicht minder verschafft uns die Arbeit die rechte Geisteskraft zum Genusse der Erholung und des Vergnügens. Wer sich übermäßig und ununterbrochen dem Genusse des Vergnügens ergiebt, verliert zuletzt die Kraft es zu genießen, er wird gleichgültig und abgestumpft, ja das Übermaß erregt Ekel; denn

„Nichts ist schwerer zu ertragen,
„Als eine Reihe von guten Tagen.“

Dagegen ist also die Arbeit das beste Mittel, indem sie den Geist des Menschen immer von neuem anregt und anfrischt und den Menschen selbst in den Stand setzt,

„Daß er die Schwere des Daseins ertrage
„Und das ermüdende Gleichmaß der Tage
„Und mit erfrischendem Windesweben
„Kräuselnd bewege das stockende Leben.“

Ferner bedingen sich aber Arbeit und Vergnügen oder Erholung auch insofern, als sie einander gegenseitig die erforderliche Lust spenden.

Wer in rechter Weise sich vergnügt und erholt hat und auf diese Weise heiter angeregt und beglückt, mit neuen Ideeen und Gedanken bereichert worden ist, der wird mit neuer Lust und Liebe wieder zur Arbeit zurückkehren und den besten Erfolg erzielen; denn „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Thaten“.

Andrerseits ruft tüchtige Arbeit, welche alle Kräfte des Körpers oder Geistes in Anspruch genommen und angegriffen hat, die Sehnsucht nach Erholung und Vergnügen in uns wach, läßt uns mit immer frischer Lust an die Erholung gehen und dieselbe in rechter Weise ausnutzen. Wie traurig, ja unglücklich sind dagegen die Leute daran, welche nichts zu thun haben, als sich aus einem Vergnügen in das andere zu stürzen! Weit entfernt, ihnen eine Lust zu sein, gereicht ihnen das Vergnügen vielmehr zur Last, macht sie mißmutig und hypochondrisch.

Arbeit und Vergnügen müssen aber auch aus dem Grunde in geeigneter Weise mit einander wechseln oder in Einklang treten, weil sie sich ergänzen zur Herbeiführung einer geordneten, vernünftigen Lebensweise.

Wer seine Arbeit in geeigneter Weise unterbricht, um sich zu erholen und zu erheitern, das Erworbene zu betrachten und zu genießen, der wird nie in Geiz verfallen, in dieses schlimmste aller Laster, welches die Bibel die Wurzel alles Übels nennt; sondern wie er sich im Erwerbe aller gewaltsamen und unehrenhaften Mittel enthält, so wird er auch in seinem Leben den rechten und ergiebigsten Gebrauch von dem Erworbenen machen.

Andrerseits bleibt derjenige, welcher nicht ausschließlich dem Vergnügen nachrennt oder sich dem Müßiggang ergiebt, sondern mit Vergnügen und Arbeit in richtiger Weise abwechselt, fern von Verschwendung und Unmäßigkeit, auch verfällt er nicht in lasterhafte Neigungen und Gewohnheiten, welche ihn körperlich wie geistig zu Grunde richten.

Mit einem Worte, wer die rechte Mitte zwischen Arbeit und Vergnügen zu halten versteht, der sammelt nicht, um zu besitzen und mit Ängstlichkeit über seinen Schätzen zu wachen, noch schließt er sich engherzig von der Welt ab, aber er wird auch nicht in fortwährender Zerstreuung und Genußsucht seine Tage verbringen und in Unmäßigkeit und Laster versinken, sondern bei ihm wird alles Mäßigkeit und Ordnung, Freude und Heiterkeit sein.

Ebenso ergänzen sich Arbeit und Vergnügen zur Herbeiführung einer geachteten Stellung in der Welt.

Hat der Mensch in dieser vernünftigen Weise sich angestrengt und seine Kräfte gebraucht, dann wird auch der äußere Erfolg, ein fest begründeter, dauerhafter Wohlstand, nicht ausbleiben: dann strömet herbei die unendliche Habe, und Segen ist der Mühe Preis.

Wer stets in dieser Weise gearbeitet hat, den lohnt aber auch ein ideeller Erfolg.

Seine gesicherte Stellung und die völlige Unabhängigkeit von der Gnade und dem Willen anderer, sowie sein fester Charakter, der gleich frei ist von schmutzigem Geiz, wie von den Lastern der Verschwendung, sichern ihm allgemeine Geltung, Achtung und Ansehn, nicht allein unter seinesgleichen, sondern selbst bei Höherstehenden, und seine Bereitwilligkeit, von seinem Erwerbe andern zu geben und zu helfen, bringen ihm auch die Verehrung und Dankbarkeit der Armen ein.

Der schönste Erfolg ist aber unstreitig die innere Befriedigung. Keine Reue, keine Gewissensbisse über Anwendung unerlaubter Mittel oder über verlorene Zeit und leichtsinnig verpraßtes Gut stören seine Ruhe, keine Ermattung hindert ihn,

die Früchte seines Fleißes zum Segen seines Körpers und Geistes zu genießen, Freude und Selbstzufriedenheit krönen sein Werk, Glück und Friede ziehen in seinem Herzen ein.

Schluß.

Mit Recht sagt daher Rückert (Weisheit des Brahmanen):

„Wer mit Erholung recht weiß Arbeit auszugleichen,
„Mag ohn' Ermüdung wohl ein schönes Ziel erreichen!"

Ja, ein so begründeter Wohlstand wird nicht nur dem einzelnen Menschen für sich zu teil, wie bei dem Verschwender, der allein oder mit wenigen Gleichgesinnten seine Habe verpraßt, oder beim Geizigen, von dem daher Logau sagt:

„Den Geizhals und ein fettes Schwein
„Sieht man im Tod erst nützlich sein",

sondern wer so arbeitet, der leistet zugleich etwas für die Gesamtheit, indem seine in rechter Weise mit dem Vergnügen abwechselnde Beschäftigung (Schiller, „die Ideale", Schluß),

„— die nie ermattet,
„Die langsam schafft, doch nie zerstört,
„Die zu dem Bau der Ewigkeiten
„Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
„Doch von der großen Schuld der Zeiten
„Minuten, Tage, Jahre streicht."

19.

Sechs Wörter nehmen mich in Anspruch jeden Tag: Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag!

(Rückert, „Weisheit des Brahmanen".)

Einleitung.

Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt, ja alles in der Welt strebt nach Freiheit, sowohl die Elemente, welche ihrer Fessel sich entraffen und eigene Wege wandeln, als auch die Pflanzen, die nach Licht und Luft streben, und die Tiere, welche alle Kräfte aufbieten, sich gegen die

Menschen ihre Freiheit zu erhalten oder die verlorene wiederzugewinnen. Besonders aber wohnt dem Menschen der Trieb nach Freiheit inne, alle Sklaverei ist ihm in tiefster Seele zuwider, gleichviel ob sie ihn persönlich beschränkt, oder ob sie ihn in der Ausübung seiner Thätigkeit hindert, oder ob sie endlich ihm in seinem Denken und Meinen Schranken zu ziehen sucht.

Freilich wissen nur die wenigsten Menschen, was Freiheit im wahren Sinne des Wortes zu bedeuten hat: den meisten ist Freiheit gleichbedeutend mit Willkür und Schrankenlosigkeit, während die wahre Freiheit auch Rechte und Pflichten kennt und anerkennt; denn herrenlos ist auch der Freiste nicht, und wohin die Freiheitsbestrebungen führen, wenn nicht der Geist der Ordnung, sondern der Willkür sie leitet, das hat uns die Geschichte oft genug gezeigt.

Unsere Rechte nun, wie auch die Grenzen, welche uns im Leben gezogen sind und über welche wir ohne Schaden nach der einen oder andern Seite nicht hinaus können, hat uns Rückert in einem längeren Spruche (III, 55) dargelegt, dessen Hauptinhalt in folgenden beiden Versen zusammengefaßt ist:

„Sechs Wörter nehmen mich in Anspruch jeden Tag:
„Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag."

Wir ersehen aus diesem Spruche, daß

Einteilung:

1) das Handeln des Menschen hervorgeht aus ihm selbst, und zwar (subjektiv):
   a. ich mag = wünsche (βούλομαι),
   b. ich will = bin entschlossen (ἐθέλω),
   c. ich kann = besitze die Fähigkeit oder Kraft;

2) es wird oder soll bestimmt werden (objektiv):
   a. durch sittliche Rücksichten, nämlich α) ich darf = es ist nicht unrecht, β) ich soll = es ist Recht und Pflicht,
   b. durch äußere Umstände: ich muß (δεῖ, ἀνάγκη).

Ausführung.

Zunächst also steht die Entscheidung über sein Thun und Lassen dem **Menschen** in vieler Beziehung **selbst** zu.

Ich mag, sagt Rückert, ist das, was zwischen allen schwimmt, ein Unbestimmtes, das der Augenblick bestimmt, und er hat recht; denn mögen bedeutet nur: zu etwas geneigt sein, Bereitwilligkeit, Wunsch haben zu etwas, ohne besonders für die Verwirklichung thätig zu sein, z. B. ich mag gern singen; noch öfter erscheint es in der Wunschform: ich möchte gern singen, ich möchte immer glücklich sein.

Ich will — sagt Rückert — die höchste Kron' ist dieses, die mich schmückt, der Freiheit Siegel, das mein Geist sich aufgedrückt. Ja, ich will ist ein stolzes Wort; und die Freiheit des Willens ist das höchste Gut des Menschen, es unterscheidet ihn wie kein anderes vom Tiere; denn es drückt in jedem Falle den festen Entschluß aus, etwas zu vollbringen oder nach bestimmter Entscheidung etwas zu begehren, z. B. ich will jetzt essen, ich will schreiben.

Ich kann, das ist das Maß der mir verliehnen Kraft, der That, der Fertigkeit, der Kunst und Wissenschaft. Es bezeichnet entweder, daß jemand die physische Kraft hat, imstande ist, etwas auszuführen, oder daß er etwas geistig erfaßt hat, genau weiß: z. B. ich kann jenen Baum bewegen, oder ich kann lesen, reiten u. s. w.

Wir können aber schon hier leicht erkennen, daß die drei Worte, welche die Entscheidung über unsere Handlungen uns ganz allein zu überlassen scheinen, doch in Wirklichkeit nicht immer ohne Einschränkung gelten. So zieht besonders das „können" dem „wollen" vielfach Grenzen, indem oft dem Willen des Menschen das physische oder geistige Unvermögen entgegentritt: z. B. ich will den Stein heben, aber ich kann nicht; ich will malen, aber ich verstehe es nicht.

Noch mehr aber wird die Freiheit des Willens eingeschränkt dadurch, daß das Handeln des Menschen auch durch

sittliche Rücksichten oder Pflichten und äußere Umstände bestimmt wird oder bestimmt werden soll.

In mehr oder weniger hohem Maße geschieht dies durch sittliche Rücksichten.

Das schwächste ist dürfen; denn „ich darf" heißt nur „es ist nicht unerlaubt". Dürfen bezeichnet also Rechte, welche nicht alle Menschen, sondern nur einzelne oder eine Gesamtheit von Individuen angehen, die also nicht allgemein gültig sind; z. B. Erwachsene dürfen auf der Straße rauchen, Schüler nicht; in der Stadt darf man kein Wasser zum Fenster hinausgießen; nur der Soldat u. s. w. darf einen Degen tragen.

Einen schärferen Zwang übt schon das zweite Wort „sollen" auf den Menschen aus. Ich soll — sagt Rückert — ist das Gesetz, von Gott ins Herz geschrieben, das Ziel, nach welchem ich bin von mir selbst getrieben. Es enthält die Pflichten, welche uns die Gesetze, und zwar sowohl das bürgerliche, als auch das Sittengesetz, vorschreiben; z. B. du sollst des Nachts Ruhe halten, du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Freilich schränken uns diese Gesetze und Pflichten nicht unbedingt ein, sondern können unter Umständen ohne Strafe übertreten werden, z. B. durch Diebstahl, Verachtung der Eltern; sie strafen höchstens durch die Qualen des bösen Gewissens.

Dagegen können die Bestimmungen des letzten Wortes nie straflos übertreten, ja überhaupt nicht umgangen werden; denn müssen bezeichnet die Schranken oder den Zwang, der uns durch äußere Umstände, sei es physischer, sei es moralischer Natur, aufgelegt ist, z. B. der Mensch muß essen, wenn er leben will; der Mensch muß etwas lernen, wenn er in der Welt fortkommen will. So sagt Rückert mit Recht: Ich muß, das ist die Schrank', in welcher mich die Welt von einer, die Natur von andrer Seite hält.

Schluß.

Diese sittlichen und physischen Schranken, durch welche das Handeln der Menschen von allen Seiten eingeengt ist, heben aber dennoch seinen freien Willen, seine Selbstbestimmung für Recht

oder Unrecht keineswegs auf, sondern sie helfen ihm nur in vielen Fällen das Richtige finden und allmählich zur Sittlichkeit und Charakterfestigkeit sich entwickeln. Wer aber durch diese Erziehung ein wirklich sittlicher Mensch geworden ist, für den giebt es keinen Zwang mehr von außen, kein sittliches „du mußt oder sollst“, der wird stets nur mögen, was er darf, nur wollen, was er soll, und sich freiwillig ins Unvermeidliche fügen, d. h. er wird stets können, was er muß, bei ihm wird das Wort Lessings „kein Mensch muß müssen“ keine bloße Phrase sein!

20.

Sechs Wörter nehmen mich in Anspruch jeden Tag: Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag!

Einleitung.

In der Schlußstrophe seines Gedichtes „Das eleusische Fest“ hat Schiller die Stellung des Menschen und seine Bestimmung und Aufgabe treffend gezeichnet mit den Worten:

„Freiheit liebt das Tier der Wüste,
„Frei im Äther herrscht der Gott,
„Ihrer Brust gewalt'ge Lüste
„Zähmet das Naturgebot;
„Doch der Mensch in ihrer Mitte
„Soll sich an den Menschen reihn,
„Und allein durch seine Sitte
„Kann er frei und mächtig sein.“

Der Mensch soll also nicht ungebunden wie der Wilde dahinleben, sondern sich an seinesgleichen anschließen und durch Unterwerfung unter das Sittengesetz frei und glücklich werden. Diese Bestimmung des Menschen hat Rückert noch näher vorgezeichnet in dem Spruche:

„Sechs Wörter nehmen mich in Anspruch jeden Tag:
„Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag!“

Er will nämlich damit folgendes sagen:

Einteilung:

1) Das Handeln des Menschen geht zwar hervor
   a. aus ihm selbst: ich mag = wünsche; ich will = bin entschlossen;
   b. aus äußeren Umständen: ich muß.

2) Es soll aber bestimmt werden oder wird bestimmt
   a. durch sittliche Rücksichten: ich darf = es ist nicht unrecht, ich soll = es ist Recht und Pflicht,
   b. durch innere Rücksichten: ich kann = besitze die Fähigkeit oder Kraft oder die Kenntnis.

Schluß.

Der Mensch wird also seine Bestimmung und Aufgabe am besten erfüllen und wahrhaft frei und mächtig sein, der sein Wünschen und Wollen stets mit den Forderungen des Sittengesetzes und der Natur in Einklang zu bringen weiß, und der stets nur das unternimmt, wozu er wirklich die Kraft und die Fähigkeit besitzt.

21.

Welche Nachteile bringt das Leben in der Einsamkeit mit sich?

Einleitung.

Es ist gewiß sehr heilsam, sich bisweilen in die Einsamkeit zurückzuziehen; denn wer beständig im Getriebe der Welt steht und ununterbrochen den Pflichten, welche uns der Umgang mit Menschen und die Geselligkeit auferlegt, gerecht zu werden suchen muß, der wird leicht verführt zu Oberflächlichkeit und Leichtsinn, zu Eitelkeit und Ehrgeiz, ja zu unnützen Ausgaben und thörichter Verschwendung sowie, im Zusammenhange damit, zu hastigem Jagen nach Geld und Gut, zu Neid und Verleumdung, zu Gedankenlosigkeit und Schein. In der Einsamkeit dagegen, im Umgange mit uns selbst, wo die sinnlichen Reize vermindert und die schädliche Einwirkung böser Beispiele aufgehoben ist, wo keine Zerstreuungen und gesellschaftlichen An-

forderungen, keine fremde Bewunderung die unbefangene Prüfung unseres geistigen und sittlichen Zustandes verhindert, nichts uns im Nachdenken über den wahren Zweck unseres Daseins, über die Pflichten gegen Gott, die Menschen und gegen uns selbst stört, da vollzieht sich nicht allein die uns notwendige Sammlung und Selbstbesinnung, sondern auch eine fruchtbare Veredelung unseres Herzens, und selbst unser Geist findet Zeit, sowohl neue Kenntnisse und Gedanken aufzunehmen, als auch frühere Erlebnisse und Eindrücke zu überdenken und daraus neue Waffen zur Wiederaufnahme des Kampfes mit dem Leben zu schmieden.

So empfehlenswert mithin eine zeitweilige Entfernung aus der Öffentlichkeit ist, so darf dieselbe doch keinesfalls in eine dauernde Absonderung von den Menschen ausarten; denn Goethe hat recht, wenn er im Tasso (5. Aufzug, 2. Auftritt) die warnenden Worte spricht:

„Es liegt um uns
„Gar mancher Abgrund, den das Schicksal grub;
„Doch hier in unserm Herzen ist der tiefste,
„Und reizend ist es, sich hinabzustürzen."

Ja, es ist reizend, verlockend, sich in uns selbst zurückzuziehen und von der Welt abzusondern, aber es ist auch in vieler Beziehung gefährlich; denn ein allzulanges Fernbleiben von der menschlichen Gesellschaft oder gar ein dauerndes Zurückziehen in die Einsamkeit bringt Nachteile mit sich

Einteilung:

1) für den Körper:
   a. äußerlich,
   b. innerlich;
2) für den geistigen Zustand,
   a. intellektuell,
   b. moralisch.

Ausführung.

Das allzu lange ausgedehnte oder gar beständige Leben in der Einsamkeit bringt zuerst schon für den Körper verschiedene Nachteile mit sich.

Der Einsame wird zunächst im Äußern, in der Kleidung, sich vernachlässigen und bald unordentlich, ja altmodisch und absonderlich erscheinen; denn was kümmert ihn das Urteil der Leute? Lebt er doch für sich und genügt sich selbst vollständig. — Oder wenn er sich auch weiterhin um seine Kleidung kümmert, so wird es ihm doch ergehen, wie dem Tasso, von welchem Leonore von Sanvitale (3. Aufzug, 4. Auftritt) bezeichnend sagt:

„Das schönste Leinenzeug, ein seiden Kleid
„Mit etwas Stickerei, das trägt er gern.
„Er sieht sich gern geputzt, vielmehr, er kann
„Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
„An seinem Leib nicht dulden; alles soll
„Ihm fein und gut und schön und edel stehn.
„Und dennoch hat er kein Geschick, das alles
„Sich anzuschaffen, wenn er es besitzt,
„Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
„An Geld, an Sparsamkeit. Bald läßt er da
„Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
„Von einer Reise wieder, daß ihm nicht
„Ein Dritteil seiner Sachen fehle." —

Ebenso wird der Einsame aber auch verlernen, auf die äußeren Formen des Anstandes und die Pflichten zu achten, welche der Umgang mit anderen Menschen mit sich bringt; nirgends findet er Gelegenheit sich abzuschleifen und gesellschaftlich zu bilden, und er wird infolgedessen steif und eckig, linkisch und unbeholfen, ja ängstlich, scheu und geradezu lächerlich erscheinen. Man wird schließlich über sein Benehmen die Achseln zucken und ihn seinen verkehrten Weg weiter gehen lassen, während er selbst sich immer mehr abgestoßen fühlt und zuletzt ganz vereinsamt.

So besaß besonders Jean Paul sein lebenlang „eine eigene Vorneigung zum Häuslichen, zum Stillleben, zum geistigen Nestmachen", die er nie gänzlich zu überwinden vermocht hat. Am stärksten aber trat sie hervor während seines Aufenthaltes in Hof, wo er wie ein Gefangener lebte und durch seine Verachtung der gesellschaftlichen Formen alle Leute abstieß. Erst im Jahre 1790, wo er ein Lehramt an einer Privatschule in

Schwarzenbach übernommen hatte, ging ein Wandel mit ihm vor, indem er die phantastische Tracht abwarf, die er bisher getragen und durch welche er in Hof so großen Anstoß gegeben hatte, und sich in die gesellschaftlichen Formen zu schicken begann, und dieser Wechsel in seiner Lebensweise und seinem Benehmen hatte bald auch eine günstige Wendung seines Geschickes zur Folge.

Aber auch innerlich muß der Einsame an seinem Körper Schaden erleiden.

In der Regel nämlich legt der Einsame ebensowenig Wert auf Essen und Trinken, wie auf seine Kleidung, ja er entzieht sich wohl selbst die Gelegenheit, sich seine Nahrung in rechter und vorteilhafter Weise zu beschaffen, und die unmittelbare Folge ist dann, daß er mehr und mehr in mürrisches und verdrießliches Wesen verfällt, daß ferner seine Körperkräfte abnehmen und er unfähig zur Arbeit wird, ja daß ihn Krankheit und Elend heimsuchen.

Dieser Gefahr wäre Jean Paul unrettbar verfallen, wenn er nicht rechtzeitig im Jahre 1790 sich eines Besseren besonnen hätte. Welche düstere Stimmung spiegelt z. B. die in jener Zeit (1789) entstandene „Auswahl aus des Teufels Papieren" wieder, wo er seinem „Ekel an der tollen Maskerade und Harlekinade, die man Leben nennt, an der Erde, die nur eine Sackgasse in der großen Stadt Gottes, nur eine dunkle Kammer voll umgekehrter und zusammengezogener Bilder aus einer schöneren Welt ist", einen wunderlichen und tiefverbitterten Ausdruck gab.

Der Einsame, der besser gestellt ist, verfällt, wie Tasso, leicht in den entgegengesetzten Fehler und schadet seiner Gesundheit nicht minder. So heißt es von Tasso (5. Aufzug, 1. Auftritt):

„Die erste Pflicht des Menschen, Speis' und Trank
„Zu wählen, da ihn die Natur so eng
„Nicht wie das Tier beschränkt, erfüllt er die?
„Und läßt er nicht vielmehr sich wie ein Kind
„Von allem reizen, was dem Gaumen schmeichelt?
„Wann mischt er Wasser unter seinen Wein?

„Gewürze, süße Sachen, stark Getränke,
„Eins um das andre schlingt er hastig ein,
„Und dann beklagt er seinen trüben Sinn,
„Sein feurig Blut, sein allzu heftig Wesen,
„Und schilt auf die Natur und sein Geschick."

Nun soll der Arzt helfen; aber was dieser verbietet, ist jenem unentbehrlich, und die bittere Medizin schmeckt ihm abscheulich. So geraten die Säfte des Leibes in Unordnung; die falsche Lebensweise fördert Trübsinn und Träumerei, und wenn das Leiden ihn auch nicht töten kann, so häuft es doch Übel auf Übel und quält ihn von Tage zu Tage mehr.

Sind mithin die Nachteile, welche das Leben in der Einsamkeit für den Körper des Menschen mit sich bringt, schon bedeutend und schlimm genug, so ist die Einwirkung dieser Lebensweise doch noch weit verhängnisvoller für den geistigen Zustand desselben.

Man hat zwar behauptet, ein wirkliches Genie oder Talent komme stets zum Durchbruch und zur Geltung, und Raphael würde ein großer Maler geworden sein, auch wenn er zufällig ohne Hände geboren worden wäre, und diese Behauptung hat sich gewiß an manchen großen Männern bewahrheitet; aber es ist ebenso unstreitig wahr, daß der Mensch schwer zur Erkenntnis der Talente und Fähigkeiten gelangen kann, welche in ihm schlummern, wenn er nicht Eindrücke und Anregungen von außen empfängt, welche auf seinen Geist befruchtend und treibend einwirken. In der Einsamkeit verkümmert aber der Geist, die geistigen Fähigkeiten und Anlagen kommen gar nicht zum Vorschein und gehen schließlich zu Grunde.

So wurden die Klöster, deren ursprüngliche Bestimmung es war, Zufluchtsstätten der Bildung, Träger und Bewahrer der Wissenschaften zu sein, mit der Zeit lediglich infolge des Mangels an Anregung Stätten geistiger Verkommenheit, der Trägheit und des Aberglaubens. — Wie manches Talent, das durch seine Leistungen der Welt hätte nützen können, mag auf diese Weise unentwickelt geblieben sein!

Aber auch für ein bereits zum Durchbruch gekommenes Genie ist ein allzulanges Verweilen in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit keineswegs günstig; denn wenn es auch wahr ist, daß sich ein Talent nur in der Stille bildet, so kann doch derjenige, der in der Welt etwas wirklich Tüchtiges und Ersprießliches schaffen will, nicht einem engen Kreise seine Bildung danken, denn hier verengert sich der Sinn, vielmehr muß Vaterland und Welt ihn meistern, Ruhm und Tadel müssen in gleicher Weise auf ihn wirken, damit er streitend seine Kräfte fühlt und sie zur allseitigen Entwickelung bringt. Wie kann z. B. der Handwerker in seinem Fache Tüchtiges leisten, wenn er sich stets für sich hält und keine Kenntnis nimmt von neuen Erfindungen und Fortschritten; was können wir von einem Maler erwarten, der stets seine eigenen Wege wandelt und nie eine Anregung durch die Bilder großer Meister erfahren hat!

Auch in dieser Beziehung kann uns Jean Paul als warnendes Beispiel dienen. In seiner Jugend auf das väterliche Haus beschränkt, ohne Umgang, allein seiner regen Kinderphantasie und seiner reichen Gefühlswelt überlassen, bekam er jenen Hang zum Klein- und Stillleben, welcher ihn sein ganzes Leben lang begleitet und sich durch seine sämtlichen Schriften hindurchzieht. Infolge dieser einseitigen Ausbildung stört in seinen Schriften eine gewisse Eintönigkeit und Schattenhaftigkeit der Hauptcharaktere, und seine Romane mit den „Vorreden, Vorreden zu Vorreden, Extrablättern, Billeten, Briefen, Ausschweifungen, Aphorismen, Zugaben, Postskripten“ erweitern sich fast ins Maßlose und entbehren trotz aller inneren Vorzüge der künstlerischen Abrundung, wie auch sein Stil wegen des Abspringenden und Gekünstelten nicht als wahrhaft klassisch und mustergiltig angesehen werden kann.

Endlich leidet die Charakterbildung unter dem längeren Leben in der Einsamkeit, der Mensch wird launisch und schwankend. Jetzt versinkt er ganz in sich selbst und kümmert sich um niemand,

„Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
„Die Mine zündet, sei es Freude, Leid,
„Zorn oder Grille, heftig bricht er aus.
„Dann will er alles fassen, alles halten,
„Dann soll geschehn, was er sich denken mag;
„In einem Augenblicke soll entstehn,
„Was jahrelang bereitet werden sollte,
„In einem Augenblick gehoben sein,
„Was Mühe kaum in Jahren lösen könnte."

Natürlich ist das unmöglich, und so fällt er zuletzt, um nichts gebessert, in sich selbst zurück. So verbringt der Einsame kraft- und thatenlos sein Leben, ein schwankend Rohr, welches der Wind hin und her bewegt, nicht im Stande, den Anforderungen des Lebens zu genügen, ein unbrauchbarer Mensch.

Ferner zeigt sich der ungünstige Einfluß allzulanger Abgeschlossenheit aber auch im Verhalten gegen die Menschen. Wer so, wie Tasso, es liebt, sich in sich selber einzuspinnen, als wäre ganz die Welt in seinem Busen, er sich ganz in seiner Welt genug, dem verschwindet bald seine ganze Umgebung: er verlernt die Menschen ertragen, wird zerstreut, mißtrauisch und selbstsüchtig; denn

„Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
„Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen."

In jeder noch so unschuldigen Handlung andrer sieht er eine gegen sich gerichtete üble Absicht,

„Wohin er tritt, glaubt er von Feinden sich
„Umgeben. Sein Talent kann niemand sehn,
„Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
„Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt."

Überall sieht er um sich „erbrochne Schlösser, aufgefangene Briefe, Gift und Dolch". So wird aus dem Mißtrauen Menschenscheu und Menschenfurcht, ja Menschenhaß, die sein Herz verhärten und erkälten und jeden reinen Lebensgenuß unmöglich machen.

Schluß.

Demnach überwiegen die Nachteile der Einsamkeit die Vorteile bedeutend, und wir dürfen nur vorsichtig von derselben

Gebrauch machen, um uns zu sammeln und selbst zu prüfen, sonst aber ist es unsere Pflicht, den Umgang mit Menschen zu suchen und zu pflegen, denn nur hier „entbrennen im feurigen Kampfe die eifernden Kräfte“ des Körpers und des Geistes, hier findet unser Charakter Festigkeit und allseitige Ausbildung, hier erblühen endlich auch die schönsten Tugenden der Menschenliebe, der Treue und Freundschaft; denn

„Der Mensch hat nichts so eigen,
„So wohl steht ihm nichts an,
„Als daß er Lieb' erzeigen
„Und Treue halten kann,
„Wenn er mit seinesgleichen
„Soll treten in ein Band,
„Verspricht sich nicht zu weichen
„Mit Herzen, Mund und Hand.“

(Simon Dach.)

---

*22.

Der Übel größtes ist die Schuld.

Einleitung.

Es scheint, als ob unheilbares Siechtum, Armut, Unglück u. a. die größten Übel seien, weil u. s. w. Das ist jedoch ein Irrtum, vielmehr ist die Schuld der Übel größtes, und zwar

Einteilung:

1) wegen der nächsten Folgen:
   a. bei Entdeckung hat sie Strafe zur Folge, oder sie zieht andere Übel wie Krankheit, Ehrverlust, Verlust des Amtes und der Lebensstellung nach sich u. a.,
   b. unentdeckt peinigt sie durch Angst vor Entdeckung, Gewissensbisse und Reue, ja sie führt nicht selten zu neuen Unthaten, sei es, um die alte Schuld zu verdecken, oder um das Gewissen zu betäuben;
2) wegen der Dauer, denn
   a. bei Entdeckung peinigt sie weiter, auch wenn sie durch Strafe gesühnt ist, und führt schließlich zu geistiger und körperlicher Vernichtung,

b. unentdeckt vermehrt sie nur den Druck der Gewissensangst, „der Wurm, der nicht stirbt", führt zu Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung und läßt den Schuldigen selbst im Tode keine Ruhe finden.

Schluß.

Das Sprichwort hat recht, wenn es sagt: „Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen."

---

*23.

Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand.

Einleitung.

Der Mensch hat sich die vier Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde, unterthan und dienstbar gemacht. Das Feuer erwärmt uns im Winter, dient uns zur Bereitung unserer Speisen, zum Schmelzen der Metalle, zum Treiben von Maschinen u. s. w. Das Wasser treibt Mühlen, trägt Schiffe u. s. w. Aber nur, wenn sie der Mensch bezähmt und bewacht, sind die Elemente nützlich und wohlthätig, wo dies nicht der Fall ist, können sie auch sehr viel Schaden anrichten, denn die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand

Einteilung:

1) offen,
2) geheim.

Ausführung.

Zerstörung der Werke der Menschen durch Feuersbrünste, Ausbrüche von Vulkanen, Explosionen, Blitzschläge; Überschwemmungen, Strudel, Sturmfluten, Regengüsse, Bergstürze; Stürme, Windwirbel; Erdbeben, Erdfälle, Einstürze in Bergwerken und Steinbrüchen u. s. w.

Ansammlungen von Gasen in Bergwerken, Schwärzung der Decken, Bilder u. a., Austrocknen; Unterwaschungen, Abspülungen, Vernichtung von Putz oder Farbe an Denkmälern u. a., Verschlemmung von Küsten, Verwehungen, Erdschiebungen u. s. w.

Schluß.

Der Mensch sucht sich auch gegen diese Feindschaft der Elemente zu schützen (wodurch?), denn nur, wo sie frei und ungehindert schalten und wirken können, machen sie ihre schädliche und verderbliche Wirkung geltend.

24.

Worauf beruht die besondere Heimatsliebe der Gebirgsbewohner?

Einleitung.

Die Anhänglichkeit an den angestammten Boden ist nicht bei allen Völkern gleich stark, besonders ertragen die Bewohner weiter Ebenen am leichtesten eine Trennung von demselben; da sie nämlich von Natur daran gewöhnt sind, in die Weite zu blicken und weite Räume zu durchlaufen, so wird in ihnen leicht der Wandertrieb rege, und es haben daher zu verschiedenen Malen Steppenvölker, wie z. B. die Mongolen, ihre Heimat verlassen, um auf schnellen Rossen fortzustürmen und in der Ferne Eroberungen zu machen.

Den direkten Gegensatz zu den meist unstäten Bewohnern der Ebenen bilden die Gebirgsbewohner, ja man kann geradezu behaupten, daß sie alle übrigen Erdenbewohner in Beziehung auf die Anhänglichkeit an die Heimat und auf Vaterlandsliebe übertreffen. Wie plötzlich und mächtig dieser Trieb zum Vaterlande den Bergbewohner ergreift und willenlos fortreißt, zeigt uns am besten der Inhalt des bekannten Volksliedes:

„Zu Straßburg auf der Schanz',
„Da ging mein Trauern an:
„Das Alphorn hört' ich drüben wohl erklingen,
„Ins Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen;
„Das ging nicht an!"

Diese Anhänglichkeit an den Boden von seiten der Gebirgsbewohner erscheint uns vielleicht auf den ersten Blick wunderbar

und unbegreiflich, da uns das Gebirge meist den Eindruck der Öde und Rauheit macht, allein sie hat ihren guten und wohlberechtigten Grund; denn sie beruht

Einteilung:

1) in der Natur des Gebirgslandes:
   a. Bodenformen,
   b. Tier- und Pflanzenwelt,
   c. Äußerungen der Natur;
2) in dem Leben der Bewohner selbst:
   a. Lebensweise und Beschäftigungen,
   b. gegenseitiges Verhalten;
3) in allgemeinen Beziehungen:
   a. Sage,
   b. Geschichte.

Ausführung.

Zunächst hat die besondere Heimatsliebe der Gebirgsbewohner unzweifelhaft ihren Grund in der Natur des Gebirgslandes selbst und zwar vor allem in der Mannigfaltigkeit der Bodenformen.

Im Gebirge herrscht nicht das ewige Einerlei der Ebene, nicht unendliche Kornfelder oder weite Grasheiden, sondern Berg und Thal, Höhe und Tiefe, Plateau und Schlucht, Seeen und Wasserfälle wechseln in der angenehmsten Weise miteinander ab und bieten dem Auge stets angenehme Ruhepunkte und Beschäftigung; denn nichts ist hier gleichgiltig und bedeutungslos, alles lebendig und großartig. Diese großartigen Schönheiten und gewaltigen Erscheinungen der Gebirgsnatur wirken aber ähnlich auf die Menschen ein wie bedeutende selbsterlebte Thaten und Ereignisse: sie bilden einen Schatz für das ganze Leben. Jene hohen Wipfel sind zu schön und großartig, als daß sie dem Sohne des Gebirges jemals aus dem Gedächtnis entschwinden könnten, und in den flachen Feldern, welche der ausgewanderte Gebirgsbewohner so sehr wegen ihrer Ebenheit bewundert, er-

innert er sich mit Rührung an die schroffen, steinigen Felder seines Geburtslandes, an die schmalen, abschüssigen, aber duftigen und in leuchtendem Grün prangenden Matten am Rande der Abgründe, an die tiefgrünen, blauen oder weißlichgrauen Alpenseeen, in deren Krystallspiegel sich die hohen Berge mit allen ihren grünen Gesimsen, dunklen Schluchten, blinkenden Schneefeldern und Felsenterrassen in klaren Farben abmalen, an die reinen Gebirgsbäche und rauschenden Wasserfälle, die im Sonnenstrahle in allen Farben prangen, und an die himmelhohen Felsenspitzen, welche so wunderbar leuchten, wenn der erste Morgenstrahl sie trifft oder der letzte Sonnenblick sie mit rotem Glanze bestrahlt. Und die Erinnerung an alle diese herrlichen Erscheinungen und Bilder kettet den Alpenbewohner unauflöslich an seine Heimat.

Im Gebirge ist ferner auch die Tier- und Pflanzenwelt, welche ja gleichsam die Ausstaffierung der Bodenformen bildet, eine bedeutendere, als in der Ebene, und macht ebenfalls dem Gebirgsbewohner seine Heimat so lieb.

In der Ebene erscheint nicht nur das Wild anmutiger und selbst zähmbar, sondern auch die Bewohner der Luft sind weniger menschenscheu; alles ist hier friedlich, aber darum auch gewissermaßen eintönig. Ebenso steht in der Ebene die Vegetation überall unter dem Einfluß der Kultur: der Wald wird zum Forst, ja zum künstlichen Park, die weiten Flächen sind mit eintönigen Ackerfeldern, Viehweiden und Wiesen bedeckt. Im Gebirge dagegen ist einerseits die Tierwelt wilder, denn hier haben meist Raubtiere und Raubvögel ihre Wohnung aufgeschlagen, andrerseits erscheint der Wald in seiner Wildheit und Romantik, überhaupt ist fast aller Pflanzenwuchs ursprünglich und natürlich, jedenfalls aber bedeutend und eigenartig und darum dem empfänglichen Gemüte des Gebirgsbewohners lieb und teuer.

Im Gebirge ist weiterhin aber auch die Natur in ihren Äußerungen schöner und großartiger. Schon der Reisende fühlt den wohlthätigen Einfluß, welchen die reine Gebirgsluft auf unsere Lungen und damit zugleich auf unser Herz und

Gemüt ausübt; wie viel mehr wird ihn der Gebirgsbewohner an sich verspüren! Er muß sich daher entsetzlich beengt fühlen, wenn er statt in der dünnen, reinen und gesunden Bergluft in der schweren Atmosphäre der Ebene und besonders der Städte leben soll, und sobald es geht, kehrt er der Ebene den Rücken und sucht sein friedliches Thal auf, um hier gleichsam wieder aufzuleben und des Lebens froh zu werden.

Dazu bietet im Gebirge die Natur während der verschiedenen Jahreszeiten Scenen dar, denen fast nichts ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Hier macht sich besonders das Erwachen der Natur im Frühling viel deutlicher geltend, als anderswo, und Stürme und Gewitter, Lawinen und Bergstürze, und viele andere Äußerungen der Natur wirken hier mit einer Gewalt und Großartigkeit, welche den Beschauer unwillkürlich ergreift und ihm Bewunderung und Ehrfurcht einflößt.

Kurz, die Fülle von Gegensätzen und Erscheinungen, welche das Gebirge darbietet: Totes und Lebendes, Ernstes und Heiteres, Düsteres und Lachendes, Furchtbares und Anmutiges, wirkt auf das Gemüt des Gebirgsbewohners wie der Zauber der Poesie und kettet ihn mit Millionen Fäden an sein Heimatland.

Aber nicht allein die Natur des Gebirgslandes bringt eine besondere Heimatsliebe bei seinen Bewohnern hervor, sondern auch die Lebensweise der Bewohner selbst.

So liegt schon in den verschiedenen Beschäftigungen, welche das Gebirgsleben mit sich bringt, eine große Anziehungskraft. Hier findet der Jäger ausgiebige Gelegenheit, seiner Jagdlust zu frönen, der Fischer in Bächen und Seeen ein weites Feld der Thätigkeit, der Holzfäller zwar schwere, aber lohnende Beschäftigung. Im Frühling zieht der Hirt unter dem traulichen Geläut der Herden und dem Klange der Schalmei auf die Alm, um die Herden zu weiden, und nimmt im Herbste wehmütig Abschied von dem freien Leben. Selbst der Winter ist nicht ohne Reiz. Wohl sind die Dörfer und Häuser in Schnee begraben, alles scheinbar ausgestorben; aber in den Hütten herrscht eifrige Thätigkeit, viele fleißige Hände regen sich, um

mancherlei Industrieen auszuüben, und abends sammelt sich ein traulicher Kreis von Dorfbewohnern, um durch kluge Reden und Erzählungen sich die Zeit zu kürzen. — Wenn nun auch dieses Leben im Gebirge ein mühseliges, ja gefahrvolles ist, so liebt es der Gebirgsbewohner nur um so mehr und läßt sich durch kein Unglück bewegen, es aufzugeben. Er gewinnt vielmehr durch die beständigen Gefahren an Mut, Ausdauer, Umsicht und Kraft, schreckt also vor nichts zurück, sondern setzt den Naturgewalten unablässig seinen zähen Widerstand entgegen, baut seine Hütte keck und trotzig an die „Donnerbahnen" der furchtbaren Schneeströme, und wenn diese sein Haus wie ein Ameisenhäufchen wegfegen, setzt er in wunderlichem Eigensinn das neue wieder an die Stelle des alten.

Ein weiterer Reiz liegt in dem Leben der Gebirgsbewohner unter einander. Ein gerader, treuer und aufrichtiger Sinn zeichnet die Gebirgsbewohner aus, jeder kommt dem andern mit Vertrauen entgegen und ist stets bereit, dem Nächsten in Not und Gefahr selbst mit Aufopferung des eigenen Lebens beizustehen. Hier bestehen auch keine Gesetze der Etikette, wie sie sonst das Zusammenleben der Menschen mit sich bringt, selbst Neid und Mißgunst sind hier selten, da der Unterschied im Vermögen der einzelnen meist nur geringfügig ist, kurz es gelten in Wahrheit Schillers Worte (im Tell):

„Hier, wo die alte Treue heimisch wohnt,
„Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden,
„Da trübt kein Neid die Quelle unsres Glücks
„Und ewig hell entfliehen uns die Stunden!"

Darum geht dem Gebirgsbewohner sein im ganzen einsames und mühseliges Leben doch über alles, er fühlt sich von dem oft unwahren und eingeengten Leben und Treiben der Ebene und besonders der Städte lebhaft abgestoßen und ruft mit Tells Knaben: „Da wohn' ich lieber unter den Lawinen!"

Zu allen bisher erwähnten Anziehungspunkten gesellen sich endlich auch noch einige allgemeine Beziehungen, um den Gebirgsbewohner an seine Heimat zu fesseln.

Da der Gebirgsbewohner dem geheimnisvollen Leben und Weben der Natur noch näher steht, als andere Menschen, und er oft Gelegenheit hat, demselben nachzugehen und zu lauschen, so bildet sich im Laufe der Zeit eine reiche Fülle von Sagen, die sich bald an eigentümlich gestaltete Felsenspitzen und phantastisch sich hin und her bewegende Nebelmassen anknüpfen, bald an den Reichtum von Metallen, die im Gebirge begraben liegen (Rübezahl), bald an Wasserfälle und Lawinenstürze, an gefährliche Abgründe, Gebirgsseeen (Pilatus) und Wasserläufe, ja selbst an Orte, wo Unglücksfälle und Unthaten geschehen sind. Und bei der Vorliebe des Volkes für alles Geheimnisvolle und Wunderbare kann man ohne Übertreibung behaupten, daß der am Gebirge haftende Sagenschmuck gerade einer der Hauptpunkte ist, welcher dem Gebirgsbewohner sein Heimatland so unvergleichlich schön und herrlich erscheinen läßt.

Endlich dürfen wir aber auch die historischen Beziehungen nicht vergessen. Der Gebirgsbewohner kann meist in Wahrheit nachsprechen, was Schiller im Tell den edlen Stauffacher sagen läßt:

„Wir haben diesen Boden uns erschaffen;
„Durch unsern Fleiß den alten Wald,
„Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
„Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
„Die Brut des Drachen haben wir getötet,
„Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
„Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
„Die ewig grau in diese Wildnis hing,
„Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
„Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
„Unser ist durch tausendjährigen Besitz
„Der Boden."

Darum halten sie ihr Land fest gegen jeden Feind, stehen alle für einen Mann und kämpfen mutig und mit Begeisterung für die Freiheit desselben, ebenso wie einst die Väter thaten, von denen die Geschichte zu berichten weiß. So erfüllt die Bewohner der Schweiz das Andenken an einen Tell, einen Arnold

von Winkelried mit Stolz und Bewunderung, und die Erinnerung an die einstige Freiheit ihres Gebirgslandes läßt die Gebirgsbewohner der Balkanhalbinsel, die Albanesen und Montenegriner, mutig und begeistert in den Tod fürs Vaterland gehen; denn von dem Gebirgsbewohner heißt es auch in dieser Beziehung mit Recht: „Mächtig ist der Trieb des Vaterlandes!“

Schluß.

So stimmt denn alles, Natur und Leben, Sage und Geschichte, aufs innigste zusammen, um dem Gebirgsbewohner die tiefste Liebe und Anhänglichkeit an sein Vaterland einzuflößen. Allerdings ziehen alljährlich, besonders im Winter, Scharen von Bergbewohnern aus ihren Thälern fort in die Ebene, um teils die seltenen Pflanzen ihrer Thäler oder die merkwürdigen Mineralien ihrer Felsen in den großen Städten zu verkaufen, teils selbstgefertigte Werkzeuge, Schnitzereien und andere Gegenstände in Geld umzusetzen, teils sich als ländliche Arbeiter zu verdingen oder eine Industrie auszuüben; aus Liebe für die weit entfernte Familie übernehmen sie in der Fremde jede noch so beschwerliche Arbeit, entbehren sie jedes Vergnügen, sparen sie die kleinsten Verdienste: aber alles geschieht nur in der sicheren Voraussicht, daß sie sobald als möglich in die Heimat zurückkehren, um hier das sauer Erworbene mit ihrer Familie zu genießen. Diese Anhänglichkeit an den Boden ist zugleich auch der Grund, warum die Kinder des Kaukasus, der Pyrenäen und vor allem der Alpen, die doch so tapfer sind, wenn es die Verteidigung des Vaterlandes gilt, niemals dauernde Eroberungen in den benachbarten Gegenden zu machen imstande waren. Nach jedem Siege kehrten sie zufrieden in ihre beschränkte Heimat zurück und zerstreuten sich in ihre einsam stillen Thäler, um in Ruhe und Frieden ihr gewohntes Leben weiterzuführen.

*25.

Mit welchem Rechte nennt man unser Jahrhundert das papierne?

Einleitung.

Man legt gern den einzelnen Zeitabschnitten charakteristische Namen bei, um ihre Eigentümlichkeit hervorzuheben und sie dadurch von anderen zu unterscheiden; so spricht man von einem Zeitalter der Kreuzzüge, der Erfindungen und Entdeckungen, von einem Reformationszeitalter u. s. w. Und so hat man auch unser Jahrhundert das papierne genannt, und mit einem gewissen Rechte, denn unsere Zeit verdient diesen Namen

Einteilung:

1) im eigentlichen Sinne,
   a. wegen der Billigkeit,
   b. wegen der massenhaften Anwendung des Papiers;
2) im übertragenen Sinne, d. h.
   a. im häuslichen,
   b. im öffentlichen Leben.

Ausführung.

Das Papier ist infolge der Vervollkommnung der zur Herstellung nötigen Vorrichtungen und der Stoffe, aus denen es gemacht wird (Lumpen, Holz), viel billiger als früher.

Daher wird es auch mehr als je gebraucht, als Schreibpapier zu Briefen, Rechnungen, Handlungs- und Haushaltungsbüchern, Diplomen, Papiergeld, Urkunden, Akten, Rezepten, Wechseln, Konzepten, Schreibheften aller Art u. s. w., als Druckpapier zur Herstellung von Büchern aller Art, Zeitschriften, Zeitungen, Holzschnitten, Stahlstichen, Landkarten, Spielkarten, Stickmustern u. s. w., als Löschpapier zum Trocknen des Geschriebenen, zum Filtrieren, zu Tüten, als Packpapier und Pappe, zum Einbinden von Büchern, zu Papparbeiten, Tapeten u. v. a. Selbst nachdem es schon als Schreib- oder Druckpapier u. s. w. seinen Zweck erfüllt hat, wird es noch als

Makulatur, zur Herstellung von Drachen u. a. und zum Verpacken aller möglichen Gegenstände verwandt, oder es wird eingestampft und abermals zu Papier verarbeitet, oder es werden durch Zusammenpressen desselben allerlei Bedarfsgegenstände wie Gefäße, Billardkugeln u. v. a. hergestellt.

Die Verwendung des Papiers ist also heutzutage eine so ausgedehnte und allgemeine, daß wir schon aus diesem Grunde mit einem gewissen Rechte unser Jahrhundert das papierne nennen können, aber es verdient diese Bezeichnung auch im übertragenen Sinne. Denn wie das Papier heute in Massen billig hergestellt wird und daher durchaus nicht mehr die frühere Festigkeit und Dauerhaftigkeit besitzt, so fehlt es auch dem, was heute so massenhaft geschrieben und gedruckt wird (Briefe, Zeitungen, Bücher), an dem rechten innern Werte (Schundlitteratur). Und wie man auch dem schlechtesten Papier doch ein schönes Aussehen zu geben weiß, so sieht man auch im Leben heutzutage vielfach mehr auf den Schein als auf innere Festigkeit und Tüchtigkeit u. s. w. Ferner herrscht auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ein übertriebenes Schreibwesen, und es wird oft zu Papier gebracht, was sich viel besser und einfacher mündlich abmachen ließe. Daher giebt es eine Unmasse von Gesetzen und Bestimmungen, die oft nur auf dem Papier stehen und bald durch andere ersetzt werden u. s. w.

Schluß.

Man beginnt jetzt in verschiedenen Verwaltungszweigen das Schreibwesen einzuschränken, und mit Recht, denn es liegt darin eine gewisse Gefahr und eine Beschränkung des Verkehrs, und darum faßt man auch die Bezeichnung „das papierne Jahrhundert“ als eine tadelnde auf. Sie könnte aber ohne den erwähnten Mißbrauch recht wohl ein Lob bedeuten, denn die ausgedehnte und allgemeine Verwendung des Papiers bedeutet einen entschiedenen Fortschritt unserer Zeit gegenüber den früheren.

*26.

Verdient unser Jahrhundert das eiserne genannt zu werden?

Einleitung.

Nach dem Vorgange der alten Dichter, wie Hesiod, Ovid u. a., die von einem goldenen, silbernen, ehernen und eisernen Zeitalter sprachen, hat man unserm Jahrhundert den Namen des eisernen beigelegt und, wie es scheint, mit einem gewissen Rechte, denn unser Jahrhundert verdient diese Bezeichnung

Einteilung:

1) im eigentlichen Sinne
   a. wegen der Billigkeit,
   b. wegen der allgemeinen und ausgedehnten Verwendung des Eisens;
2) im übertragenen Sinne, d. h.
   a. im gesellschaftlichen,
   b. im staatlichen Leben.

Ausführung.

Das Eisen ist heutzutage von einer erstaunlichen Billigkeit. Was würde wohl die Eisenkugel, die Achilles (Ilias XXIII, 826 ff.) als Preis aussetzt und von der es heißt:

„Hieran hat er zu fünf umrollender Jahre Vollendung,
„Was er gebraucht: denn es darf niemals aus Mangel des Eisens
„Weder Hirt noch Pflüger zur Stadt gehn",

in unserer Zeit wert sein? Heute verlohnt es nicht der Mühe, ein Hufeisen von der Straße aufzuheben u. s. w.

Infolgedessen findet auch das Eisen eine viel ausgedehntere Verwendung als früher, denn man verarbeitet es zu Werkzeugen, Gerätschaften, Gefäßen und besonders zu Bauten aller Art (Häuser, Brücken, Türme u. s. w.), ferner zu Maschinen, Eisenbahnen u. s. w.

Man kann aber unser Jahrhundert auch im übertragenen Sinne mit einem gewissen Rechte das eiserne nennen, denn gerade in unserer Zeit ist der Kampf ums Dasein härter als

je zuvor und zwingt jeden einzelnen mit eiserner Notwendigkeit zur Anspannung aller seiner Kräfte u. s. w.

Und wie im gesellschaftlichen, so ist es auch im Staatsleben. Alle Staaten stehen gleichsam bis an die Zähne bewaffnet (Flinten, Kanonen, Panzerschiffe, Torpedos) einander gegenüber, und jeder achtet darauf, daß sich der andere keinen Übergriff gestattet u. s. w. Dabei sind die Waffen aufs äußerste vervollkommnet und fast überall die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Im Innern der Staaten aber halten bewaffnete Beamte und die Heere Ruhe und Ordnung aufrecht.

Schluß.

Nach unseren Ausführungen scheint es berechtigt, unser Jahrhundert das eiserne zu nennen. Wenn wir aber bedenken, daß die Rüstungen der Staaten nicht sowohl zum Kriege als vielmehr zur Aufrechterhaltung und Sicherung des Weltfriedens bestimmt sind, und wenn wir ferner bedenken, daß auf gesellschaftlichem Gebiete gerade heutzutage eine ausgedehnte Liebesthätigkeit herrscht und menschenfreundliche Bestrebungen aller Art von allen Seiten bereitwilligste Unterstützung finden, so werden wir nicht umhin können, die Bezeichnung unseres Jahrhunderts als „das eiserne" stark einzuschränken und nur in gewissem Sinne gelten zu lassen.

---

*27.

Können wir auf unsere Zeit das Wort Huttens anwenden: „O Jahrhundert, es ist eine Lust, in dir zu leben"?

Einleitung.

Gewöhnlich wird das sechzehnte Jahrhundert als der gedankenreichste und fruchtbarste Abschnitt der deutschen Geschichte bezeichnet. Und in der That, einen solchen Reichtum an großen und erhabenen Ideeen, so viele frische und lebensvolle Keime hat kein Jahrhundert weiter aufzuweisen. Mit der Reformation begann eine Wiedergeburt des religiösen Lebens für einen großen

Teil, ja, man kann sagen, für das ganze deutsche Volk. Diese Wiedergeburt beschränkte sich aber nicht auf das religiöse Gebiet, sondern erstreckte sich auf das geistige und sittliche Leben, förderte Sprache und Litteratur und beeinflußte sogar das politische Leben in bedeutsamer Weise. Ja, das sechzehnte Jahrhundert war eine thatkräftige Zeit, wo die Geister auf einander platzten und ein so frisch bewegtes Wirken und Streben herrschte, daß Ulrich von Hutten begeistert ausrufen konnte: „O Jahrhundert, es ist eine Lust, in dir zu leben!"

Angesichts dieser Thatsachen scheint es eine gewagte Behauptung, wenn Heinrich von Treitschke sagt: „Wenn unsere Enkel dereinst auf unsere Gegenwart zurückblicken, so werden sie vielleicht neidisch fragen: womit wir denn verdient hätten, diese wunderbar reiche Zeit zu erleben? Denn das Jahrhundert, das mit 1870 beginnt, ist schwerlich ärmer an schöpferischer Kraft und gewiß weit glücklicher im Gestalten und Vollenden als das sechzehnte Jahrhundert." Wie? Unsere Zeit, wo der Kampf ums Dasein den Einzelnen viel härter bedroht als jemals, wo das atemlose Jagen nach Gewinn und Genuß alle edleren und höheren Gedanken und Empfindungen zu erdrücken scheint, wo der alte böse Feind Luthers sich grimmiger als je zeigt und die verlorene Gewalt wiederzugewinnen die ernstesten Anstrengungen macht, wo geheimnisvoll waltende Mächte an den Grundfesten des Staates, der Gesellschaft und der Religion rütteln, diese Zeit sollte sich mit dem sechzehnten Jahrhundert nicht nur messen können, sondern es sogar übertreffen?

Und doch, wenn wir unser Jahrhundert mit seinen Bestrebungen und Erfolgen einer näheren Betrachtung unterziehen, werden wir erkennen, daß wir das Wort Huttens wohl auf unsere Zeit anwenden können, denn auch unsere Zeit hat mitgearbeitet an der Verwirklichung der Idee des Guten, des Schönen und des Wahren.

Wenden wir unsern Blick zuerst dem Staatsleben zu, so werden wir leicht die Vorzüge unserer Zeit vor früheren Jahrhunderten erkennen. Abgeschafft ist die Sklaverei, diese furcht-

bare Geißel so vieler Völker und Zeiten, die jahrhundertelang die Schritte der Menschheit gehemmt und namenloses Elend über ganze Völkerschaften gebracht hat. Abgeschafft ist die Leibeigenschaft, die noch zu Luthers Zeit einen großen Teil des Volkes drückte und niederhielt. Vorbei ist Faustrecht und Raubrittertum, vorbei die Macht des Adels, vorbei auch die drückende Gewaltherrschaft, die mit Menschenleben spielte und deren Wille für das kriechende, knechtisch gesinnte Volk Gesetz war. Dagegen herrscht ein Fürst auf Grund der Gesetze und der Verfassung über ein Volk von freien Männern! Ein geordnetes Staatsleben gewährt jedem, selbst dem ärmsten, Bürger geziemende Freiheit. Nicht rohe Kraft mehr kann das Recht beugen, nein, das geschriebene Gesetz ist der unparteiische Richter, der nicht nach Stand und Ansehn der Person sein Urteil spricht. Wohl hat der Bürger Pflichten gegen den Staat, aber dieser sorgt auch für das Wohl und die Sicherheit des Einzelnen.

Und wie im staatlichen Leben, so ist auch in der Familie und Ehe, in der Erziehung und im gegenseitigen Verhältnis der Menschen vieles anders und besser geworden. Der Mann hat nicht mehr die unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod der Seinigen, das Weib ist aus der Sklavin des Mannes seine Gefährtin und Gehilfin geworden.

Die Erziehung der Jugend ist verbessert und vertieft, und Tausende von Schulen wirken segensreich auf Geist, Gemüt und Charakter ihrer Zöglinge ein, um sie zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Vor allem aber verdient unsere Zeit den Vorzug vor allen anderen in Bezug auf das Verhältnis der Menschen zu einander. Welche großartige Liebesthätigkeit wird heutzutage entfaltet, um das Los der Armen und der Unglücklichen zu erleichtern! Wer kümmerte sich früher darum, ob die Armen bettelten oder Hungers starben? Man achtete sie nicht höher als das Vieh und fragte nicht nach ihrem Wohl und Wehe. Wie anders heute! Jedes Menschenleben wird geachtet und gewürdigt. Eine Mildthätigkeit ohnegleichen spendet den Dürftigen und Siechen mit vollen Händen,

Invaliden-, Kranken- und Armenhäuser sind überall vorhanden, und überall ist man bestrebt, das Los der ganzen Menschheit zu verbessern, selbst die Tiere erfreuen sich der Fürsorge und des Schutzes der Menschen.

Die Idee des Guten ist ferner in großartiger Weise gefördert worden in Bezug auf Handel, Verkehr und Industrie, ja in dieser Beziehung ist unser Jahrhundert allen früheren weit überlegen. Heute durchziehen in majestätischem Laufe Tausende von Riesenschiffen das Weltmeer und tragen ungeheure Lasten, befördern Menschen und Güter von einem Erdteil zum andern und vermitteln den Verkehr zwischen Völkern, die Hunderttausende von Meilen getrennt wohnen. Ein Netz von Kanälen durchschneidet die Länder, um Flüsse oder Meere mit einander zu verbinden und selbst abgeschlossene Gegenden dem Verkehr zu eröffnen. Wohlgepflegte Straßen und lange Schienenwege verbinden Osten und Westen, Süden und Norden. Fröhlich und ohne Furcht zieht der Kaufmann seines Weges und gedenkt lächelnd der guten alten Zeit, wo Raubritter und Wegelagerer die langsam dahinschleichenden Wagenzüge der Handelsleute überfielen und plünderten, die Besitzer niederhieben oder auf ihre Burgen schleppten, um sie nur gegen hohes Lösegeld frei zu geben.

Überallhin findet der Weltverkehr seinen Weg, und ist ihm ein Berg unübersteigbar, so werden Tunnel gebohrt, und ungehindert braust das Dampfroß durch seine Eingeweide. Über gewaltige Flüsse, ja selbst über breite Meeresarme spannen feste Brücken ihre kühnen Bögen und vermitteln den Verkehr von Ufer zu Ufer.

Tausende von Zeitungen und Büchern unterrichten die Menschen über neue Erfindungen und Verbesserungen, berichten über die Vorgänge in der weiten Welt und ermöglichen einen geistigen Verkehr unter den Völkern, wie ihn kein Jahrhundert vor uns gekannt hat. Hervorragenden Anteil hat hierbei Post und Telegraph, die mit nie geahnter Schnelligkeit und Sicherheit ihre Dienste verrichten.

Und welchen ungeahnten Aufschwung haben in unserer Zeit Gewerbe und Industrie genommen durch Anwendung der Dampfkraft und der Elektrizität. Maschinen, die durch Dampf oder Elektrizität getrieben werden, kommen überall, in Fabriken und Werkstätten, auf Mühlen, Schiffen und Wagen, zur Anwendung. Zahlreiche neue Betriebszweige sind dadurch geschaffen und die alten verbessert worden, Millionen von Menschen gewinnen dadurch ihr Brot, die sonst feierten und hungerten.

Und dennoch, wie angenehm, wie behaglich ist das Leben der Menschen trotz alles Hastens und Jagens; denn Nahrung, Kleidung und Wohnung sind weit besser als jemals. Wie vorteilhaft stechen unsere festen, bequem eingerichteten Häuser und unsere geraden, breiten und hellen Straßen ab gegen die engen, dunklen Gäßchen und die aus Holz gebauten und oft mit Stroh gedeckten, niedrigen Häuser und die finsteren Thore und Türme einer mittelalterlichen Stadt!

Kurz, wohin wir blicken, ist die Idee des Guten und Nützlichen gefördert und der Vollendung näher gebracht worden, und schon aus diesem Grunde dürften wir unser Jahrhundert preisen und allen früheren vorziehen. Noch mehr aber sind wir hierzu berechtigt, wenn wir betrachten, inwiefern auch die Idee des Schönen Fortschritte gemacht hat.

Wohnung und Kleidung, Essen und Trinken, alles wird heutzutage nicht nur vom Standpunkte der Nützlichkeit betrachtet und eingerichtet, sondern meist dem Gesetze der Schönheit unterworfen (weiter auszuführen). Die Kunst hat auch bei uns eine Stätte und liebevolle Pflege gefunden; ein edles Streben beseelt die Jünger derselben und treibt sie zu hohen Anstrengungen, zum Streben nach der Palme des Ruhmes an. Kunsthandwerk u. a. Ja, die Kunst ist gewissermaßen Gemeingut aller geworden und wird selbst vom Volke gewürdigt und vielfach ausgeübt.

Und nun zuletzt die Idee des Wahren, welche ungeahnte Förderung hat auch sie erfahren. Die allgemeine Bildung ist nicht mehr ein Besitztum der höheren Stände, sondern erleuchtet

auch die unteren Schichten des Volkes. Die großen Gedanken des Mittelalters sind erweitert und vertieft und zur Vollendung gebracht worden. Die Sätze eines Kopernikus und Galilei, eines Kepler und Newton haben ihre Bestätigung und wissenschaftliche Grundlage erhalten. Fortschritte auf dem Gebiete der Astronomie, Physik, Chemie, Medizin, Sprachwissenschaft u. s. w.

Alle die großen Ideeen, die Luthers Zeitalter wohl hegen, aber nicht verwirklichen konnte, wie die Freiheit des Denkens und Glaubens, sie sind heute zur Wahrheit und ein dauernder Besitz der Menschheit geworden. Vorbei ist die finstere Tyrannei der mittelalterlichen Kirche, vorbei Gewissenszwang und Inquisition, erloschen sind die Scheiterhaufen, auf denen Ketzer und Hexen zu Tausenden geopfert wurden, und über den Trümmern der Lüge und des Betruges leuchtet in unvergänglichem Glanze die helle Sonne der Wahrheit und der Liebe.

Und nun zum Schluß!

Wenn wir daran denken, daß unter den Völkern der Erde gerade die deutsche Nation diejenige ist, die sich einer ruhmvollen Vergangenheit, einer freundlichen Gegenwart erfreuen und — so Gott will — auch eine frohe und glückliche Zukunft erhoffen darf, wenn wir bedenken, daß gerade in unseren Tagen der Traum der Väter, die Einheit des deutschen Volkes, zur Wirklichkeit geworden ist, daß das deutsche Reich die Achtung der ganzen Welt genießt und als der stärkste Hort des Friedens dasteht, daß unser Volk den höchsten Preis in Kunst und Wissenschaft, in Tapferkeit und Treue errungen hat, dann werden wir so recht die Wonne genießen, die in dem Gedanken liegt, dieser Nation anzugehören, und werden begeistert ausrufen: „O Jahrhundert, es ist eine Lust, in dir zu leben!“

*28.

Prisca iuvent alios: ego me nunc denique natum gratulor.

Einleitung.

Der Glaube an ein goldenes Zeitalter, an eine bessere und glücklichere Vergangenheit, findet sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern. So glaubten die Griechen an ein goldenes Geschlecht, das unter Kronos lebte ohne Sorgen, Kummer und Mühe, in ewiger Jugend und Heiterkeit, da die Erde ihre Gaben freiwillig spendete und die Menschen diese Spenden genossen in Friede und Freude, geliebt von den Göttern. Ebenso priesen die Römer die Herrschaft des Saturn als die Zeit der Sittenreinheit und ungetrübten Glückes und warteten sehnsüchtig auf die Wiederkehr dieser goldenen Zeit. Und so hört man auch heute noch oft von der guten alten Zeit reden, wo die Menschen genügsamer und besser und darum glücklicher waren.

Allein Goethe hat recht, wenn er im Tasso die Prinzessin sagen läßt (II, 1):

„Die gold'ne Zeit, womit der Dichter uns
„Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
„So scheint es mir, so wenig, als sie ist;
„Und war sie je, so war sie nur gewiß,
„Wie sie uns immer wieder werden kann."

Denn was müßte aus der Welt geworden sein, wenn sie seit Jahrhunderten immer mehr zurückgegangen, wenn es immer schlechter geworden wäre? Wer dagegen seine Augen nicht geradezu verschließt, der wird leicht bemerken, daß unsere Zeit entschieden Vorzüge vor den früheren hat und daß wir daher mit Ovid sagen können:

„Prisca iuvent alios: ego me nunc denique natum gratulor."

Wir freuen uns unserer Zeit, denn sie hat vor den früheren entschiedene Vorzüge

Einteilung:

1) äußerlich, d. h.
   a. im Leben des einzelnen Menschen,
   b. im allgemeinen;

2) innerlich,
   a. geistig,
   b. religiös-sittlich.

Ausführung.

Wohnung, Kleidung, Essen, Trinken, Rechtspflege, staatliches Leben, persönliche Sicherheit, Lebens- und andere Versicherungen. Sammlungen für Unglückliche, Armenpflege, Anstalten zur Aufnahme verwahrloster Kinder, Sträflinge, Sorge für Taub- und Blindgeborne. Sparkassen. Mäßigkeit u. v. a.

Aufschwung des Handels, Verkehrs und Gewerbfleißes durch Maschinen, Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen u. s. w. Straßenanlagen, Kanäle u. a.

Allgemeine Bildung durch Verbesserung der Schulen und des Unterrichts. Fortschritt auf dem Gebiete der Wissenschaften: Astronomie, Naturwissenschaften, Geographie, Kunst; Erfindungen und Entdeckungen.

Verschwinden von Vorurteilen (Gespensterfurcht u. a.), Freiheit des Glaubens und Denkens. Menschlichkeit im Kriege u. v. a.

Schluß.

So hat sich die Menschheit immer höher emporgeschwungen; aber es giebt auch heute noch viel zu thun und zu bessern, und darum sollen auch wir an unserm Teile immer vorwärts streben, denn

„Auf Erden ist kein Hafen deines Strebens,
„Wo du ihn wähnst, da spanne größre Segel!“

---

*29.

Sagen, sprechen, reden.

Einleitung.

Die drei Worte „sagen, sprechen und reden“ werden im gewöhnlichen Leben so wenig unterschieden, daß es scheinen könnte, als wären sie vollständig gleichbedeutend. Wenn nach dem Inhalte oder Eindruck eines Vortrages gefragt wird, so

erkundigt sich der eine mit den Worten: „wie hat er geredet?", der andere: „wie hat er gesprochen?", der dritte: „was hat er gesagt?" Trotzdem haben die Worte ursprünglich nicht dieselbe Bedeutung, sondern jedes von ihnen hat einen besonderen Sinn. Es bezieht sich nämlich

Einteilung:

1) sagen auf den Inhalt im allgemeinen,
2) sprechen auf die Form,
3) reden auf die Wirkung.

Ausführung.

Sagen bedeutet ganz im allgemeinen etwas in Worten ausdrücken, erzählen, berichten, es bezieht sich also auf den Inhalt und wurde deshalb auch auf den Vortrag der mittelalterlichen Sänger angewandt (singen und sagen). Dies bestätigt auch eine Betrachtung der mit sagen zusammengesetzten Worte wie ab=, an=, aus=, be=, ent=, nach=, ver=, vor=, zu=, untersagen, sowie das Wort Sage.

Sprechen heißt ursprünglich wahrscheinlich „ein Geräusch hervorbringen" und bezeichnet die kräftige Hervorbringung von scharf artikulierten Lauten. Es bedeutet daher: seine Gedanken in wohlgesetzten Worten und mit besonders scharfen Tönen oder in feierlicher Weise (auch formelhaft) zum Ausdruck bringen. Sprache, Spruch, Sprecher, Fürsprecher, gute und schlechte Aussprache. Man vergleiche auch die Zusammensetzungen wie ab=, an=, aus=, be=, ent=, durch=, für=, mit=, nach=, ver=, vor=, zusprechen.

Reden endlich (vergl. lateinisch ratio) bezieht sich auf die Wirkung und bedeutet: mit wohl durchdachten Worten eine Wirkung hervorzubringen suchen, so in bereden, überreden, unterreden, vorreden (= glauben machen); Widerrede ist das Geltendmachen von Gründen gegen eine Behauptung u. s. w. Zureden heißt jemanden durch Gründe zu einem Entschlusse zu bringen suchen u. s. w.

Schluß.

Trotzdem also die drei im gewöhnlichen Leben kaum unterschieden werden, sind doch die Unterschiede sehr fein, und es zeigt sich uns eine Mannigfaltigkeit der Begriffe, die uns in Erstaunen setzt.

30.

Streit, Hader, Zank, Zwist.

Einleitung.

Der Mensch ist zur Geselligkeit geschaffen und bedarf des Menschen in jeder Lage des Lebens, sowohl um die Arbeiten und Mühen desselben sich zu erleichtern, als auch den Genuß der Erholung von denselben zu erhöhen. Wir machen also nicht nur in bedrängter Lage auf den Beistand anderer Menschen Anspruch, sondern wollen auch anderen unsere Gedanken mitteilen und ihre Ansichten kennen lernen, wollen sie belehren und überzeugen, oder belehrt und widerlegt werden; ja selbst Angelegenheiten, welche uns sonst vollständig gleichgiltig lassen, werden durch das Gespräch interessant. Unser Geist fühlt sich durch einen Austausch der Gedanken erfrischt und belehrt, und wie beglückt uns der Trost, welchen uns andere im Leiden spenden, wie erfreut uns die Teilnahme anderer an unserer Freude! Denn

„Leiden haben und sie niemand klagen,
„Ist gewiß ein großer Schmerz;
„Aber Freuden haben und nicht können sagen,
„Das erträgt kein edles Herz!"

Ja, die Welt würde ein Himmel sein, wenn die Menschen selbst sie nicht oft genug zur Hölle machten durch Leidenschaften und Verirrungen aller Art, wie Stolz und Hochmut, Habsucht, Unduldsamkeit und Härte, Neid und Mißgunst. So ist das Leben ein Kampf, die Welt zum Tummelplatze menschlicher Leidenschaften geworden, und nicht nur Völker und Staaten bekämpfen einander durch offenen Krieg und suchen sich gegenseitig möglichst zu schaden, sondern auch im kleinen und einzelnen herrscht

ein Kampf aller gegen alle, weil nicht nur schlechtgesinnte Menschen durch Lug und Trug auf Kosten ihrer Mitmenschen ihre eigennützigen Zwecke zu verfolgen suchen, sondern selbst die Guten einander bekämpfen aus Mißverstand und Irrtum, aus Mißtrauen und Eitelkeit.

Dieser Kampf der Menschen unter einander äußert sich nun in verschiedener Weise und in verschiedenem Grade; infolgedessen haben wir denn auch verschiedene Bezeichnungen für denselben. Wir wollen hier vier herausgreifen und sie in Beziehung auf ihre Gleichsinnigkeit und Verschiedenheit nebeneinander stellen, nämlich: Streit, Hader, Zank, Zwist. Wir betrachten dieselben

Einteilung:

1) im allgemeinen (Grundbedeutung);
2) im besonderen:
   a. Kampf mit Worten,
   b. thätlicher Kampf.

Ausführung.

Die vier Worte: Streit, Hader, Zank, Zwist, haben zunächst eine allgemeine und gemeinsame Bedeutung, sie bezeichnen nämlich den Kampf, das feindliche Entgegenwirken zweier Kräfte oder Parteien in Wort oder That, sei es um einen Besitz, oder sei es um eine Wahrheit.

Außer dieser gemeinsamen Grundbedeutung haben sie jedoch auch noch eine spezielle Bedeutung, welche jedem von ihnen besonders angehört, und zwar zuerst insofern, sie einen Kampf mit Worten bezeichnen.

Das Wort „Streit" ist der allgemeinste und zugleich edelste Ausdruck von allen und bedeutet überhaupt, daß sich zwei Parteien mit Worten bekämpfen. Ein solcher Streit mit Worten wird stets ruhig, würdig, ohne Leidenschaft und mit sachlichen Gründen geführt. So können Gelehrte in aller Ruhe über einen wissenschaftlichen Gegenstand, eine „Streitfrage", streiten oder disputieren; auch heißt es in dem „Hobelliede" aus dem „Verschwender" von Raimund:

„Da **streiten** sich die Leut' herum
„Oft um den Wert des Glücks u. s. w."

Ebenso redet man von einem Rangstreite, einem Grenz-, Bilder-, Abendmahls- und allgemein von einem Wettstreite, z. B. Schiller, Braut von Messina:

„Nun er das Ewige mir abgewann
„Und jenseits alles Wettstreits wie ein Gott
„Wandelt" —

und Voß, Homers Ilias 11, 548:

„O, daß ich nimmer mehr obsiegt' in solcherlei Wettstreit."

Hader (Weiterbildung vom angels. headu, Kampf, Schlacht, ahd. hadu) ist ein Wortkampf über eine unbedeutende, aber sehr streitige Sache, und wird infolgedessen leicht von Thätlichkeiten, wie Stoßen, Schlagen und Raufen, mindestens aber von Drohungen begleitet. So heißt es in Bürgers „Leonore", nachdem dieselbe unter Verwünschungen die Seligkeit abgeschworen hat:

„So wütete Verzweifelung
„Ihr durch Gehirn und Adern.
„Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
„Vermessen fort zu **hadern**."

In demselben Sinne ist das Wort bei Bürger in der Erzählung: „Der Kaiser und der Abt" angewandt: „Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader." Zu Luthers Zeit bezeichnete man mit Hader auch einen heftigen gerichtlichen Streit oder Prozeß.

Ein **Zank** entsteht, wenn die Hitze und Lebhaftigkeit der Streitenden zu einem höheren Grade des Zornes steigt und von den Ausbrüchen heftiger Leidenschaft begleitet ist, so daß sich die innere Glut durch heftiges Geschrei, durch Schimpfreden und beschimpfende Gebärden Luft macht. Zank ist nämlich meist die Folge einer wirklich geschehenen oder doch vermeinten Beleidigung, durch welche ein leidenschaftliches Gemüt aufgereizt worden ist. Zank geht daher vielfach aus Hader hervor; so heißt es bei Spielhagen „In Reih' und Glied", VII. Buch, Kapitel 26: „So gab es ein Necken hinüber und herüber, und

aus dem Necken wurde Hader, und aus dem Hader Zank, aus dem Zank offener Krieg.“ Ebenso steht es Sprüche Sal. 15, 18: „Ein zorniger Mann richtet Hader an, ein Geduldiger aber stillet den Zank.“ Von einem leidenschaftlichen Wortgefechte ist das Wort gebraucht in der Fabel von Pfeffel „Ochs und Esel“:

„Ochs und Esel zankten sich
„Beim Spaziergang um die Wette,
„Wer am meisten Weisheit hätte:
„Keiner wankte, keiner wich.“

Ein solcher leidenschaftlicher Streit um den Preis der Schönheit („Zankapfel“) zwischen den Göttinnen Here, Athene und Aphrodite führte den trojanischen Krieg herbei. Bei manchen Menschen bildet sich die Lust an solchem heftigen Streiten zur „Zanksucht“ aus. — In edlerem Sinne ist das Wort gebraucht bei Klopstock, Ode an meine Freunde, Erstes Lied, 8:

„Wo Maro mit dem Kapitole
„Um die Unsterblichkeit göttlich zankte.“

Zwist endlich bedeutet die durch Streiten und Zanken hervorgerufene feindliche Gesinnung zweier Gegner. Sie sind durch den Zwist entzweit und leben fortan in Unfrieden und Feindschaft. Zwist als Folge des Haders finden wir bei Voß, Homers Ilias, 4, 37—38:

„Thue, wie Dir es gefällt, daß nicht aus dem Hader in Zukunft
„Beiden, Dir selber und mir, ein größerer Zwist sich erhebe!“

Die vier Worte unterscheiden sich aber auch, insofern sie einen thätlichen Kampf bezeichnen.

Streit ist auch hier wieder das edelste Wort und bezeichnet den Zustand, welcher zwischen solchen obwaltet, welche sich im offenen, ehrlichen Kampfe mit den Waffen den Sieg abzugewinnen suchen. So heißt es bei Uhland („Roland Schildträger“ Strophe 11):

„Jung Roland rief: Wohlauf zum Streit!
„Dich reuet noch dein Necken;“

ebenso in dem Liede „Der gute Kamerad" von Uhland: „Die Trommel schlug zum Streite", und bei L. Gr. zu Stolberg, „Der schwäbische Ritter an seinen Sohn":

„Immer sei zum Kampf bereit!
„Suche stets den wärmsten Streit!"

Daher spricht man auch von Streit-Axt, -Wagen, -Roß u. s. w. Auch vom Streite der Elemente u. s. w. ist es angewandt; so bei Schiller:

„Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
„Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf";

und ebenso:

„Sieh, da entbrennen in feurigem Kampfe die eifernden Kräfte:
„Großes wirket ihr Streit, Größeres wirket ihr Bund."

Bezeichnet Hader einen Krieg zweier Mächte gegen einander, so ist ein besonders harter, erbitterter und langer gemeint, z. B. in Bürgers „Leonore":

„Der König und die Kaiserin
„Des langen Haders müde
„Erweichten ihren harten Sinn
„Und machten endlich Friede u. s. w."

Ebenso bei Schiller, „Braut von Messina": „Der Mann will seinen Haß. Doch Eures Haders Ursprung steigt hinauf in unverständ'ger Kindheit frühe Zeit." — Mit allen übrigen Worten zusammen findet es sich ebenfalls in Schillers „Braut von Messina":

„Du siehst, daß deiner Söhne Bruderzwist
„Die Stadt empört in bürgerlichem Streit,
„Die, von dem bösen Nachbar rings umgarnt,
„Durch Eintracht nur dem Feinde widersteht. —
„Du bist die Mutter! Wohl, so siehe zu,
„Wie du der Söhne blut'gen Hader stillst.
„Was kümmert uns, die Friedlichen, der Zank
„Der Herrscher?" —

Bisweilen findet sich das Wort Hader in diesem Sinne sogar von dem schweren und langen Zwiespalt in der eigenen Brust, z. B. bei Bürger (Heloise an Abelard, 1):

„Was will hier entflammter Triebe Hader
„In der gottgeweihten Jungfrau Brust?“

Das Wort Zank findet sich in diesem Sinne nur in Verbindung mit einem oder mehreren von den übrigen Worten, wie in der oben aus Schiller angeführten Stelle, oder näher bezeichnet als „blutiger Zank“.

Auch Zwist kommt meist nur mit anderen vor; doch findet es sich auch allein: z. B. „Es brachen blutige Zwiste um den Thron aus“ (Kriegk) und „Bruderzwist“ und „Bürgerzwist“ sind gewöhnlich gleich „Bruder- und Bürgerkrieg“.

Schluß.

Wohl entstehen uns aus dem Streit mit anderen Menschen manche Unannehmlichkeiten, und vor allem bringt der Krieg oft namenloses Unglück über Länder und Völker. Aber Streit und Krieg haben auch ihr Gutes, das hat sich sowohl im Völkerleben aller Zeiten, als auch auf geistigem Gebiete bestätigt; denn die teuersten Güter der Völker sind oft nur durch „Blut und Eisen“ errungen, und aus dem Streite im kleinen geht oft gerade die Wahrheit siegreich hervor. Das ist ein Trost für uns, wenn wir an allen Orten und auf allen Gebieten Kampf und Streit bemerken, und so sehr wir uns auch bemühen sollen, die Menschen zu tragen, d. h. ihre Schwächen und Eigenheiten mit Nachsicht und Geduld zu beurteilen, so sollen wir doch darin auch nicht zu weit gehen und etwa jedem Streite aus dem Wege gehen, sondern vielmehr dem Goetheschen Worte folgen:

„Und ich weiß nicht, was es frommt
„Aus der Welt zu laufen,
„Magst du, wenn's zum Schlimmsten kommt,
„Auch einmal dich raufen!“

Druck von August Grimpe in Hannover.

Hoffmann, Ferdinand

Materialien und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die obersten Klassen höherer Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht

Bd.: 2

1898